

Festschrift

zum siebenzigsten Geburtstage

Rudolf Hildebrands

in

Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur
sowie zum deutschen Unterrichte

von

Karl Bilh, O. Brenner, Sigmund Feist, Ludwig Fränkel, Carl Franke, O. Glöde,
H. Glöckl, Ernst Henschke, Friedr. Kluge, Max Koch, C. Krumbach, Karl Landmann,
Rudolf Löhner, Ernst Marlin, A. Mathias, Carl Müller, Julius Sahr,
Rudolf Schläfer, Franz Schneidermann, H. Unbescheid, Eugen Wolf

herausgegeben

von

Otto Lyon.

Mit einem Bildnisse Rudolf Hildebrands.

Zugleich Ergänzungsheft zum achten Jahrgange der Zeitschrift
für den deutschen Unterricht.

Der Ergänzungshefte drittes.



Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1894.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage. Von Karl Wilk in Berlin	1
Griechische Hilfe im mittelhochdeutschen Unterricht. Von D. Brenner in Würzburg	15
Deutsche Etymologien. Von Sigmund Feist in Bingen a. Rh.	20
Über die Volksdichtung im Meißnischen. Von Carl Franke in Plauen i. V.	27
Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur. Von D. Glöde in Wismar i. Meckl.	35
Niederrheinisches Deutsch. Von Heinrich Gloël in Wesel	62
Der Lehrling der Griechen. Von Max Koch in Breslau	70
Zur deutschen Heldensage. Von Karl Landmann in Darmstadt	93
Wie kann der deutsche Unterricht zur Erziehung der Jugend beitragen? Von Rudolf Löbner in Wien	126
Haarigel und Haareule. Von Ernst Martin in Straßburg i. Elz.	129
Ein Kapitel für sich. Von A. Matthias in Düsseldorf	133
Laurentius Albertus und Albert Dlinger. Von Carl Müller in Dresden	140
Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. Von C. Krumbach in Würzen	151
Das Volkstümliche in Martin Greifs vaterländischen Bühnendichtungen. Von Ernst Henschke in München	166
Biblische Anklänge bei Schiller. Von Franz Schnedermann in Leutsch	190
Seebach. Von Rudolf Schlöfer in Leipzig	195
Goethes Faust (I. Teil) als Schullektüre. Von Hermann Unbescheid in Dresden	199
Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache. Von Eugen Wolff in Kiel	208
Eberhard Tappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit. Von Ludwig Fränkel in München	298
Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache. Von Julius Sahr in Dresden	310
Wortdeutungen. Von Friedr. Kluge in Freiburg i. B.	354
Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule. Von Otto Lyon in Dresden	356

Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache.

Von Julius Sahr in Dresden.

Einleitung.

Am 8. Juni 1894 sind 100 Jahre seit dem Tode Bürgers verfloßen. Der Tag weckt wehmütige Erinnerungen an ein — freilich nicht ohne eigene Schuld — unglückliches Dichterleben und -Ringen. Allerdings ist es wahr, daß heutzutage Bürgers Dichtergestalt wieder annähernd in der Größe erscheint, wie damals, als eine mächtige Zeitströmung ihn trug und hob. Noch sind aber nicht alle Seiten seiner Thätigkeit in gleicher Weise beachtet und bekannt. Vor der eingehenden Beschäftigung mit dem Dichter ist, meines Wissens, der Denker und Lehrer Bürger noch zu sehr vernachlässigt worden. Ältere und neuere Schriften, auch die guten nicht ausgenommen, gehen meist mit der Bemerkung, Bürger habe sich zum Denker und zum Lehrer der Jugend nicht geeignet, über diese Seite seiner Lebensarbeit hinweg, und selbst Sauer und Grisebach, die doch mit der landläufigen, schablonenhaften Ansicht über Bürger gründlich brechen und tief in seine Eigenart eindringen, widmen der Lehrthätigkeit des Dichters keinen weiteren Raum, keine eingehende Betrachtung.¹⁾

Neun Jahre seines Lebens hat Bürger trotz der größten Widerwärtigkeiten treu und gewissenhaft dem akademischen Lehrerberufe gewidmet. Er war durch ernste Gedankenarbeit seit Mitte der 70er Jahre darauf vorbereitet. Sollte die Summe seines Strebens auf diesem Gebiete wirklich so geringfügig sein, daß wir uns daraus nur einige „interessante Bemerkungen“ zu nutze machen können? Hebt sich der Professor Bürger so wenig von seiner Zeit ab, oder steht er etwa so tief unter der Durch-

1) Sauer macht in der vortrefflichen Einleitung zu seiner Ausgabe von Bürgers Gedichten (Spemann, 78. Band von Kürschners „Deutscher National-Litteratur“ S. XXXIV) wenigstens die treffende Bemerkung: „Seine Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil, die gedruckt vorliegen, lassen erkennen, wie anregend der Begeisterte bei weiterer Ausbildung auf eine empfängliche Jugend hätte wirken können. Sorge fürs tägliche Brot, Kummer und Mangel hinderte ihn aber auch hier, sich auf gleicher Höhe zu erhalten . . .“ Grisebach indessen (Gesammelte Studien. Die deutsche Litteratur seit 1770 u. s. w. 3. Aufl. 1884, S. 108—175) billigt z. B. die Herausgabe von Bürgers Vorlesungen nicht, „denn diese ganze Thätigkeit war des Dichters Sache nicht. Daß sich namentlich in seinen Vorlesungen über deutschen Stil und Sprache manche interessante und noch heute beherzigenswerte Stellen finden, ist gewiß.“ Die kurzen Proben, die Grisebach S. 144 und 145 giebt, sind belanglos.

schnittstüchtigkeit damaliger Professoren, daß es nicht der Mühe wert wäre, ihn als Lehrer näher zu betrachten? Und wenn gesagt wird, sein Vortrag sei schlecht gewesen: dürfen wir eines Universitätslehrers Bedeutung einzig nach seinem Vortrage beurteilen?

Unmöglich!

Zweifellos ist es schon an und für sich anziehend, die Ansichten eines Dichters über deutsche Sprache und deutschen Stil kennen zu lernen; ferner ist nicht zu vergessen, daß auch dieses Stück von Bürgers Leben in dem Kulturbilde des 18. Jahrhunderts nicht fehlen darf.

Die Beschäftigung mit der Theorie der Dichtkunst, den Gesetzen der Sprache und des Stils spielt eine wichtige, ja entscheidende Rolle in Bürgers Leben: sie ist geradezu die zweite Hälfte seines Wesens, die notwendige Ergänzung zu seiner Dichtarbeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie an Bedeutung den Leistungen des Dichters gleichkomme, sondern nur, daß sie in seinem Innern, seinem Denken, seiner Absicht, jene unendlich wichtige Stelle einnimmt. Denn nach zweierlei ringt Bürger bewußt und in mühseligem Kampfe: nach dichterischer Vollendung und nach theoretischer Klarheit. Mit dem Dichter geht der Denker Hand in Hand, mit dem ausübenden Künstler der Theoretiker, mit dem scheinbar leichtherzigen Liebling der Musen der ernste Lehrer seines Volkes. Wenn der Stürmer und Dränger von 1773 als Professor der Aesthetik und deutschen Sprache an der Universität zu Göttingen endigt, so ist das nur die logische Fortsetzung seiner Denkarbeit; und wer an der Hand der Bürgerschen Briefe einen Blick in sein tieferes Geistesleben von 1773 bis 1783 thut, kann nicht daran zweifeln, daß Bürger aus gleich ernstem innerem Antrieb sich zum Dichter wie zum Professor des Deutschen berufen fühlte.

Versuchen wir es, in wenigen Umrissen ein Bild Bürgers als Lehrer der deutschen Sprache zu gewinnen.

Die Quellen dafür sind leicht zugänglich; es war nur nötig, die vielfach zerstreuten, bisweilen etwas versteckten Bemerkungen, die bereits gedruckt vorliegen, zu sammeln und zu ordnen. Um den rechten Hintergrund zu Bürgers Lehrthätigkeit zu gewinnen, mußte ein Blick auf die damaligen Verhältnisse, zumal in Göttingen, geworfen werden; hie und da waren auch Bürgers äußere und innere Lebensumstände zu berühren.¹⁾

1) Die wichtigsten Quellen für Kenntnis von Bürgers Göttinger Zeit und Leben, sowie für die Göttinger Verhältnisse sind: Ab. Strodtmann, Briefe von und an Bürger, 4 Bände, Berlin 1874 8° (ein Quellenwerk von unschätzbarem Werte!); Aug. Sauer, Einleitung zu seiner Ausgabe der Gedichte Bürgers (vergl. S. 810); Rich. Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeares, Leipzig 1872; R. L. von Wolzmann, Bürgers Leben (sämtliche

Doch mußte leider in zwiefacher Hinsicht der Versuch unterbleiben, die folgende Skizze nach Wunsch abzurunden. Um Bürgers Ansichten zusammenzustellen, sind hier nur seine kleineren, zum Teil erst aus dem Nachlaß gedruckten Schriften berücksichtigt: die Lehrbücher der Ästhetik und des deutschen Stils sind noch beiseite gelassen.¹⁾ Ferner mußte darauf verzichtet werden, Bürgers Ansichten auf ihre etwaigen Quellen zurückzuführen. Beides bleibt einer weiteren Darlegung, die sehr erwünscht wäre, vorbehalten. Den engen Rahmen dieser Skizze würde es gesprengt haben.

I. Bis zum Amtsantritt in Göttingen: Vorbereitungen und Vorbedingungen.

Aus der Veniezeit, jener Zeit, die sich kühn vermaß, in das Allerheiligste der Natur, und zwar besonders der deutschen Natur vorzudringen, hatte sich Bürger, neben manch anderem Wertvollen, ein warmes Herz, einen feinen Sinn für deutsche Art und Kunst mit in sein späteres

Werke 5. Bief., 2. Band, Leipzig 1820), Selbstbiographie (ebenda 1. Bief., 1. Band 1818); A. W. von Schlegel, Rezension des Göttinger Musenalmanachs für 1796, 1797 (Sämtliche Werke, Leipzig 1846, X, 353), Bürger 1800 und 1828 (ebenda VIII, 64); G. Waig, Karoline, Briefe u. s. w. 2 Bände Leipzig 1871 und Karoline und ihre Freunde (ebenda 1882); Aug. Kluchohn, Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Schnorrs Archiv 1884, XII, 61); J. St. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengegeschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, I. Band, Göttingen 1765; II. Ebenda 1788; III. Fortsetzung von Pütters Werk von Fr. Saalfeld Hannover 1820; ferner Pütters Selbstbiographie, Göttingen 1798.

1) Kleinere Schriften in der guten Ausgabe der sämtlichen Werke Bürgers von A. W. Hoff, Göttingen 1835, 4^o: Hübnerus redivivus u. s. w. S. 341; Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachfeier der Venus S. 349; Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten, Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen, Erstes Blatt (in Einzelausgabe 1787 bei Dieterich zu Göttingen, 8^o, 48 S. erschienen) S. 372; Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibvereine S. 383; Über die deutsche Rechtschreibung, an Lichtenberg, und Über deutsche Sprache, an Abelung S. 385; Wider die majestätische Länge S. 387; Wissenschaft des Stils S. 388; Geschäftsstyl und Vollkommenheit des Stils S. 389. — Bürgers Lehrbuch der Ästhetik, Berlin, 2 Bände, 8^o, 1825 und Lehrbuch des deutschen Stils, Berlin 1826, 8^o, XII, 672 S. wurden von Karl Reinhard herausgegeben. Leider spricht er sich aber über seine kritische Behandlung der Bürgerischen Handschrift nicht aus, und seine frühere Thätigkeit als Herausgeber von Bürgers Gedichten ist nicht geeignet, Vertrauen zu seiner Gewissenhaftigkeit zu erwecken. Eine Reihe schlimmer Druckversehen entstellen zudem z. B. das Lehrbuch des deutschen Stils: dies alles hat mit dazu beigetragen, das Lehrbuch des deutschen Stils hier nicht mit zu benutzen. Eine kritische Gesamtausgabe von Bürgers Prosa-schriften thäte wirklich not!

Leben hinübergerettet. Dieser Sinn blieb ihm sein ganzes Leben hindurch eigen. Deutsche Dichtung, deutsche Sprache und ihre Gesetze standen fortan im Mittelpunkte seines Denkens, und er ist sich darin, unbeirrt um den Wechsel der Zeiten und Meinungen, auch treu geblieben. Schon seit 1773 beschäftigten ihn theoretische Gedanken über die Dichtkunst; ganz besonders in den Jahren 1776—1778 sinnt er über diese Fragen nach. Als er sich endlich im Herbst 1778 zur Klarheit durchgekämpft hat, kommt er leider nicht, aus welchen Gründen ist unklar, zu einer zusammenhängenden Darstellung seiner Poetik; nur bruchstückweise bringt einzelnes davon an die Öffentlichkeit: 1776 in seinem Herzenserguß über Volkspoesie, 1778 und 1789 in den Vorreden zu seinen Gedichten. Anderes teilte er in vertrauten Briefen einem kleinen Freundeskreise, besonders Boie mit, wieder anderes und nicht das schlechteste, trat erst lange nach seinem Tode zu Tage.¹⁾ Diese theoretische Beschäftigung gründete sich auf eine für jene Zeit ziemlich umfassende Kenntnis der Litteratur und Sprache, vor allem der dichterischen und volkstümlich gefärbten, die ihn am wesentlichsten fördern konnte. In der Litteratur seiner Zeit und der letzten Vergangenheit war Bürger, wie sich von selbst versteht, gut belesen. Wichtiger ist, daß Bibel und Gesangbuch, diese beiden Grundlagen neuhochdeutscher Sprache, ihm von frühester Kindheit an aufs innigste vertraut waren; sie spielen in seinem Innenleben eine ähnliche Rolle wie in dem Goethes. Besonders Luthers Sprache erhob er über alles. Sagen und Lieder, Sprache und Mundart des Volkes, zumal des niederdeutschen, kannte und studierte er wie wenige Zeitgenossen; er hatte eine Anzahl von Volksliedern selbst gesammelt, so daß er 1775 sich mit dem Plane trug, sie herauszugeben. In den siebziger Jahren muß er tief in die Minnesänger, die seit 1748 und 1758 in Drucken von Bodmer und Breitinger vorlagen, eingedrungen sein. Seine Lyrik ist im edelsten Sinne von ihnen beeinflusst. Offenbar hat er sie schon im August 1769 mit seinem Freunde Bießer, welcher sie der Göttinger Universitätsbibliothek entlehnte, kennen gelernt und fleißig gelesen; 1777 heißt es in einem Briefe Bießers an Bürger vom 17. September: „Da Du die Vortrefflichkeit dieser Minnesänger so sehr wie irgend ein Deutscher kennst“ u. s. w. 1771 nennt Bürger die Minnesänger neben „Schillers Thesaur“ in innigem Zusammenhange mit Luther als Werke, die ein Homerübersetzer „studieren“ müsse. Nähere

1) Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß ich eine zusammenhängende Darstellung von Bürgers theoretischen Ansichten über die Poesie 1887 in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Band I S. 119—142 versucht habe.

Forschungen¹⁾ bestätigen diese Audeutung von Bürger's altdeutschen Sprachstudien. Am 8. Juli und am 1. September 1769 entlehnte der studiosus juris Bürger Schilter's Thesaurus antiquitatum germanicarum Ulm 1728 aus der Bibliothek. Im Jahre 1774 endlich hat Bürger sich die Minnesänger für 3 Thaler 18 gute Groschen angeschafft (Strodtmann I, 186, 189). Im Jahre 1781 finden wir ihn mit Hollen-hagens Froschmäuseler beschäftigt; Bruchstücke einer Bearbeitung dieses Gedichtes sind 1793 aus seinem Nachlasse gedruckt worden. Höchst bedeutungsvoll wurden für Bürger's Sprachstudien seine Bemühungen, Homer und Shakespeare zu verdeutschern. Die Homerübersetzung fällt mehr in die erste, die Arbeit an Shakespeare in die zweite Hälfte seiner Dichterlaufbahn. Wie schon sein eignes Dichten, so führten ihn auch diese Übersetzungsversuche zu eingehenden Studien über deutsche Metrik und Rhythmik. Daß ihm endlich zahlreiche Lehrbücher über deutsche Sprache, Grammatik, Stil, Rechtschreibung, Rhythmik, sowie Wörterbücher nicht fremd waren, ist nicht zu verwundern.

Bürger beschränkte indessen seine Studien keineswegs auf das rein dichterische und sprachliche Gebiet. Seine Universitätszeit und sein Beruf als Amtmann hatte ihn ja auf dem Gebiete des Rechts heimisch gemacht, eigene Neigung trieb ihn zur Geschichte und später zur Kantischen Philosophie. Auch besaß er mannigfache Kenntnisse in fremden Sprachen, außer griechisch und lateinisch konnte er noch französisch, englisch, italienisch, spanisch und schwedisch.

Mußte nicht ein Mann von so vielseitiger und für damals gründlicher Bildung zum Lehrer der deutschen Sprache berufen und befähigt erscheinen? Es ist daher kein Wunder, wenn Bürger, nachdem ihm mehrere Versuche fehlgeschlagen waren, eine auskömmliche Stelle als Jurist zu finden, im Jahre 1784 entschlossen zu dem Berufe überging, auf den ihn ein innerer Drang schon lange hinwies. * * *

Wir können Bürger's Gedanken an eine Professur bis ins Jahr 1781 zurückverfolgen. Er taucht zuerst auf in einem Briefe an Goethe vom 18. August 1781. Zugleich fragt Bürger an, ob wohl Jena der rechte Ort dazu sei. Erst am 20. Februar 1782 antwortet Goethe, ohne bestimmte Hoffnungen zu erwecken, doch sehr liebenswürdig und ermunternd. „Für Sie, habe ich immer gedacht“, so heißt es, „müßte eine akademische Stelle weit die beste seyn. Ihr bestimmter Geschmack für

1) Karl Goedeke, G. A. Bürger in Göttingen und Gelliehausen 1873, S. 79, vergl. auch Poenig in seinem sehr beachtenswerten Aufsatz: Nachträge und Zusätze zu den bisherigen Erklärungen Bürger'scher Gedichte (Sering und Erdmann's Zeitschr. f. Dtsche. Philol. 1893, XXVI. Band S. 492—540).

die Wissenschaften, Ihre schönen Kenntnisse, die Sie, mit weniger Mühe, gar leicht zweckmäßig erweitern, und nach einem Ziele hinleiten könnten, machen Sie von dieser Seite gewiß vorzüglich dazu geschikt. Wie wenig müßte es Ihnen schwer fallen, als Professor der Philosophie, die menschlichen Dinge in einer schönen Ordnung und Vollständigkeit vorzutragen und sich, indem Sie sich einem reizenden Studio widmeten, andern nützlich zu machen. Und wieviel Zierde würden Sie den trockensten Sachen durch Geschmak und durch das richtige Gefühl geben, das Sie immer begleitet“. Dieses Urtheil wiegt schwer. Doch vergißt Goethe nicht, seine Bedenken zu äußern: „Alle unsere Akademien haben noch barbarische Formen, in die man sich finden muß, und der Partheygeist der meistens Collegen trennt, macht dem Friedfertigesten das Leben am sauersten und füllt die Lustförter der Wissenschaften mit Hader und Zank“. Nur zu sehr sollten sich diese Worte an Bürger bewahrheiten! Der Gedanke ließ Bürger nicht ruhn. Am 29. Juli 1782 wendet er sich mit einem direkten Schreiben an Friedrich den Großen. Auf die günstige Antwort und Bitte des Großkanzlers von Carmer, sich über seine Wünsche näher auszusprechen, antwortet Bürger im Oktober, eine akademische Stelle in der philosophischen Fakultät würde ihm das liebste sein. Und nun erfolgt auf Carmer's Anfrage bei seinem Kollegen, dem Staatsminister von Zedlitz, ob er Bürger im Unterrichtswesen verwenden könne, am 15. November 1782 jene verächtliche Antwort, die Bürgern brandmarken sollte, aber weit eher im Stande ist, vor der gerechter denkenden Nachwelt die Anschauungen des Ministers von Zedlitz und die der meisten damals „maßgebenden“ Kreise zu brandmarken. Das Schriftstück ist zu charakteristisch, als daß es hier fehlen dürfte: „Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoversche Justiz-Amtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersezten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewiesen und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Geniewesen sich auszeichnenden Schöngelister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Überhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterie bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen...“¹⁾

1) Strodtmann III, 103; Goethes Brief III, 70.

Schroffer können sich die Meinungen nicht gegenüberstehen, als die Goethes und Zedlitz's, die des großen Denkers und Dichters und die des mächtigen Ministers. Doch Bürger ließ sich durch Carmers ausweichende Antwort, die natürlich auf Zedlitz's Schreiben erfolgen mußte, nicht entmutigen. Im Januar 1784 meldet er dem Herzoglich Braunschweigischen Kammerherren von Hardenberg, der ihm gewogen war, er wolle seine Stelle als Justizamtmanu aufgeben und sich dem akademischen Leben widmen.¹⁾ Bestimmter und klarer werden Bürger's Angaben in seinen Briefen an Meim, vom 22. März; an Voie, vom 22. April 1784. An Voie schreibt er, er wolle sonderlich deutsche Geschichte im weitesten Umfange, deutsche Litteratur und Sprache und überhaupt Philosophie des Guten und Schönen lesen. Freunde, berichtet er, rieten ihm, gleich in Göttingen Vorlesungen zu eröffnen, „weil er daselbst in großer Achtung und Liebe unter der studirenden Jugend stände“. Übermütig fügt er hinzu: „Sobald ich frei und in Göttingen seyn werde, werde ich vor allen Dingen ein Paar, vermuthlich lateinische Pamphlets schreiben, um mich dadurch den Curatoren der Universitäten zu empfehlen, die durch nichts mehr, als solchen blauen Dunst gerührt werden“. — Zugleich, also auch im April 1784, tritt Bürger mit Heyne, den er mit Recht für den einflußreichsten Mann an der Universität hielt, und auf dessen Rat mit Kästner, dem damaligen Dekan der philosophischen Fakultät, in Unterhandlungen ein. Beide fördern ihn in liebenswürdiger und wohlwollender Weise. Als Gegenstände, denen er sich widmen will, nennt er Heyne: Deutsche Geschichte, Altertümer, Litteratur, Sprache und Dichtkunst; in seinem zweiten Briefe an Heyne erklärt er „kurz, ich trachte lediglich, ein deutscher Professor zu werden; das ist alles das zu lernen und zu lehren, was jedem Deutschen von Geburts- und Vaterlandswegen zu lernen interessant sein muß“. Heyne lobt sein Vorhaben, doch verkennt er nicht die Schwierigkeiten: „Philosophie, deutsche Sprache und Litteratur würden Sie zu etwas Sicherem führen, wenn Sie nur auch zu etwas Einträglichem führten!“ Auf den Professortitel dürfe er nicht gleich zählen, „aber wohl für später“ (Brief vom 27. April). Kästner ebnet dem Neuling im akademischen Lehrerleben die Wege durch gute Rathschläge; am 16. Mai 1784 schon kann er an Bürger melden,

1) Auch später blieb er mit Hardenberg in Verbindung; er schickte ihm seine Ende Oktober 1787 erschienenen Einladungsblätter zu seinen deutschen Vorlesungen und wandte sich 1788 an ihn mit der Bitte um Anstellung an der Universität Helmstädt. Leider war für Bürger's Fächer keine Stelle frei und „mehrere dabey anzustellen“ reichte, wie H. bedauernd antwortete, der „Fond“ nicht. Es ist dies einer der vielen gescheiterten Versuche Bürger's, an einer andern Universität Unterstunft zu finden.

daß die philosophische Fakultät ihm auf sein Gesuch, auch ohne vorläufiges Magister-Examen und Disputation, gestatte, bis Ostern 1785 Vorlesungen zu halten. Am wärmsten und herzlichsten bewillkommet Lichtenberg seinen alten Freund als Kollegen; sie sind auch bis zu Bürger's Tode treue Freunde geblieben. Durch Lichtenberg erfährt Bürger aber auch, daß Kästner die Erlaubnis bei der Fakultät nicht ohne „eine starke Opposition“ durchgesetzt habe.

* * *

Vieles mag Bürger bewogen haben, doch schließlich in Göttingen als Dozent sein Glück zu versuchen. Von Ostern 1768 bis 1771 hatte er dort studiert. Diese Zeit war trotz mancher Fehlritte für ihn reich an schönen Erinnerungen. Er hatte dort in fleißiger juristischer Arbeit, aber nicht minder in eifrigem und anregendem Verkehr mit dichterisch begabten Genossen, wie Voie, Viester, Sprengel, Müller, Voß, Hölty gelebt, von denen mancher ihm ein Freund fürs Leben wurde. Seitdem war er eigentlich in ununterbrochener Verbindung mit Göttingen geblieben. Seit 1775 gehörte ja Bürger der Freimaurerloge zum goldenen Apfel an¹⁾; er stieg im folgenden Jahre zum 2. und 3. Grad empor und bekleidete von 1777 bis 1793 — nur die Jahre 1783—1786 ausgenommen — das Amt des Rebners; über ein Duzend mal hat er als solcher in der Loge gesprochen, die eifrigste Thätigkeit fällt in die Jahre 1777 bis 1780. Ferner knüpfte ihn seit 1778 die Herausgabe des *Musenalmanachs* an Göttingen; sie führte ihn zu einer innigen, nur vorübergehend getrübbten Freundschaft mit dem Verleger Dieterich, der ihm in selbstloser Weise die letzten schweren Lebensmonate erleichterte. Abgesehen von diesen persönlichen Beziehungen mag ihn ganz besonders die berühmte Universitätsbibliothek gerade nach Göttingen gelockt haben. Trotz der verhältnismäßigen Jugend der Georgia Augusta war deren Bibliothek in der That eine der reichhaltigsten, die es gab; sie zählte 1787 bereits 120000 Bände. Emsig und umsichtig arbeiteten Behörden, Professoren und Gönner an ihrem weiteren planmäßigen Ausbau und die hannoversche Regierung sorgte in dieser Hinsicht nicht. Schon als Student hatte Bürger sie eifrig benutzt und in seinem ersten Brief an Heyne, April 1784, sagt er, er komme vor allem nach Göttingen, um sich dort durch eifriges Studium in den Gegenständen seiner Wahl zu vervollkommen. Ubrigens hatte ihn die Universitätsbibliothek schon vorher (1777) in Beziehungen zu Heyne und 1781 zu dem Professor Dieze († 1785)

1) Hoenig giebt als erster Einzelheiten über Bürger als Mitglied der Loge a. a. D.

gebracht, die sich ihm beide bei der Benutzung der Bibliothek gefällig erwiesen.

Wie stand es nun an der Göttinger Universität mit dem Sinn für deutsche Sprache? Für jene Zeiten anscheinend nicht zum schlechtesten! Seit 1739 bestand in Göttingen die „Königlich Deutsche Gesellschaft“, die Johann Matthias Gesner zur besseren Pflege der arg vernachlässigten Muttersprache begründet hatte. Studenten war „nach übergebener Probe der Zutritt . . . verstattet worden, um sich in Ausarbeitungen und öffentlichen Vorträgen unter freundschaftlicher Beurteilung der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder zu üben“¹⁾. Bürger selbst hatte im Jahre 1769, zusammen mit Hölty, erfolgreich die Ehre erbeten, der Gesellschaft als Beisitzer anzugehören; die Gesuche beider und Bürgers Probechrift sind uns erhalten und sind sehr lehrreich²⁾. Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur oder, wie man damals sagte, über „Geschichte und Regeln der schönen Wissenschaften“ wurden ebenfalls gehalten und zwar vor 1784 von dem älteren der beiden Professoren Murray, Johann Philipp, der 1776 starb, und dem schon genannten Professor Dieze, der 1784 als Bibliothekar und kurfürstlicher Hofrat nach Mainz ging. Außerdem hatte Heyne ein Privatum oder Privatissimum eingerichtet, wo er mündliche und schriftliche Stil- und Vortragsübungen leitete. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die königliche Societät der Wissenschaften 1771 die Erforschung der deutschen Sprache durch folgende Preisfrage zu fördern suchte: „Über die noch herrschenden beiden Hauptdialekte der Deutschen Sprache, ihren Ursprung, ihre Ausbreitung und jetzige Grenzen, ihren wesentlichen Character und ihr Verhältniß zu den Nordischen Sprachen und der alten Gothischen.“³⁾ Ja sogar ein Jurist, der berühmte Staatsrechtslehrer Johann Stephan Pütter, einer der Lehrer Bürgers, der nach Goethes Urteil⁴⁾ „durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Stil gebracht, womit er behandelt werden sollte“, bekundete seine Teilnahme für die deutsche Sprache durch ein kleines, sicher vielverbreitetes Büchlein: „Ueber die Wichtigkeit und Rechtschreibung der Deutschen Sprache“. Göttingen 1780. 8^o. 119 S.

Faßt man alles dies, was Bürger natürlich nicht unbekannt war, zusammen, so ist es dem Dichter nicht zu verargen, daß er in Göttingen als Professor der Aesthetik und deutschen Sprache vorwärts zu kommen hoffte.

II. Bürger als Professor.

So zog Bürger denn im Sommer 1784 nach Göttingen: allein; denn seine erste Frau Dorette Leonhart war am 30. Juli 1784 an der Auszehrung gestorben, und da er nun keinen Haushalt mehr hatte, mußte er die Pflege seiner zwei Kinder Fremden überlassen.

Die Göttinger Periode ist die ereignisreichste und trübste Zeit in Bürgers Leben. Anfangs freilich ist sie voll vielversprechender Anläufe, voller Hoffnungen; erst später, etwa seit 1791 verbüßert sich das Bild mehr und mehr bis zu hoffnungsloser Verzweiflung und maßlosem Elend. Häusliche und persönliche Verhältnisse wirken entscheidend auch auf den Professor Bürger ein; die wichtigsten Punkte seiner Laufbahn seien daher kurz berührt.

Im Sommersemester 1785 unterbrach Bürger die Michaelis 1784 begonnene Lehrthätigkeit an der Universität, um seine gefährdete Gesundheit durch eine gründliche Kur in Pyrmont wieder herzustellen. Ein neues Leben beginnt bald darauf, seit der Vermählung mit Molly, die am 17. Juni 1785 zu Bissendorf stattfand. In der Heiratsurkunde wird Bürger als „Dichter und Lehrer des teutschen Stils zu Göttingen“ bezeichnet. Aus dem kurzen Glückstraum reißt den froh Emporstrebenden Mollys früher Tod, Januar 1786. Bürgers rüstige Gesundheit beginnt nun schon ernstlicher zu wanken. Dennoch ist seine That- und Schaffenskraft ungemindert. Denn gerade in den Jahren von 1787 bis 1788, beziehentlich 1789 müssen wir, wie scheint, auch Bürgers Blütezeit als Universitätslehrer ansetzen. Es war zugleich die Zeit der Freundschaft, des innigen Zusammenlebens und -Schaffens mit August Wilhelm Schlegel, von der Bernays ein ebenso liebevoll ausgeführtes, wie anziehendes Bild entwirft. Nach schmerzlich empfundener Zurücksetzung wird Bürger bei Gelegenheit des 50jährigen Jubelfestes der Universität, 1787 mit der Festrede beauftragt und befindet sich unter denen, die am Montag den 17. September bei dem feierlichen Aktus in der Universitätskirche von der philosophischen Fakultät mit dem Dokortitel ausgezeichnet werden. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, daß Heyne, Michaelis, Kästner, Lichtenberg und einige andere Kollegen, die Bürger wohlwollten, dies durchgesetzt haben. Heyne hatte das Programm zu der ganzen Feier entworfen und die lateinische Einladungsschrift dazu abgefaßt; Dekan der philosophischen Fakultät, der die Doktoren zu „creiren“ hatte, war der berühmte Orientalist Michaelis, der Vater der vielbekannteren Caroline Böhmer, die auch mit Bürger befreundet war, und der wir manche wichtige Einzelheit über Bürgers letzte Göttinger

1) Pütter I, 271.

2) Luckhohn a. a. D.

3) Pütter II, 290.

4) Dichtung und Wahrheit II, 7. Buch (Hempel XXI, 60).

Zeit verdanken. Als Michaelis am 22. August 1791 starb, widmete Bürger seinem Andenken ein tief empfundenes Gedicht¹⁾.

In heiterer Schaffensfreude verfaßte Bürger sogleich, Sommer 1787, seine Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen „Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten“, welche Ende Oktober 1787 erschienen und die er nicht versäumte, allen Hönnern, sowie Vorgesetzten, den Kuratoren der Universität, Geheimräten von dem Bussche und von Deulwitz, dem Hofrat Brandes und anderen zu übersenden, von denen er Förderung erwartete. In einem kürzeren oder längeren Begleitschreiben versicherte er sie seines besten Eifers, ließ auch in dem Schreiben an Brandes, dem er näher zu stehen glaubte, mit einfließen: „Ich werde weder mit Nutzen für die Universität, noch mit Ehren für mich, meinen Aufenthalt und meine Bemühungen hier in die Länge fortsetzen können, wenn nicht endlich das hohe Curatorium dem Publico einen Beweis giebt, daß ich und dasjenige, was ich zu leisten im Stande bin, einige Aufmerksamkeit verdienen. Meine Wünsche sind gewiß nicht übertrieben. Drei Jahre habe ich mit vergebens gewartet und während dieser Zeit manchen damit beehrt gesehen, dem ich mich weder an Kenntnissen noch an Talenten, ohne mich an mir selbst zu vergehen, nachsetzen kann. Anhalten konnte ich um so was unmöglich; und werde es auch künftig nicht können. Gleichwohl ist mir der Wunsch nicht zu verdenken, zu wissen, ob ich etwas zu erwarten habe, oder nicht. Habe ich nichts zu erwarten, so wäre es Grausamkeit, mir solches zu verhehlen, und mich hier noch tiefer in Alter, Muthlosigkeit und Verdrossenheit versinken und dadurch mein bischen Kraft gänzlich erlahmen zu lassen.“²⁾ Der Brief zeigt, daß Bürger schon damals die Lage der Dinge so ziemlich durchschaute. Bürger's Einladungsblätter sind ein höchst bemerkenswertes Schriftchen, das auch heute noch von Anfang bis Ende allgemein bekannt zu werden verdient; für Bürger's Auffassung seines Gegenstandes und seiner Thätigkeit ist es weitaus das wertvollste gleichzeitige Zeugnis.

Zugleich unternahm es Bürger, auf Lichtenberg's dringendes Anraten, im Winter 1787 auf 88 ein Kolleg über „Einige Hauptmomente der kantischen Philosophie“ zu lesen, welches offenbar Aufsehen erregte und zahlreich besucht war. So arbeitet er, obgleich nichts erfolgt, ruhig weiter. Auch in den folgenden Jahren ist er, trotz mancher erneuter Klage und Enttäuschung, ja zum Teil trotz zeitweiliger Verbitterung, noch, wie er 1790 selbst sagt, „auf dem Weg zum Beifall“. Endlich,

1) Es erschien im Göttinger Musenalmanach für 1792, vorher wahrscheinlich schon im Einzelbrude, Sauer II, S. 359.

2) Strodtmann III, 189.

gegen Mitte Oktober 1789, erhält Bürger auf Heynes Vorschlag den Professortitel. Anfang August hatte, wie scheint, die philosophische Fakultät bei der hannoverschen Regierung darauf angetragen. Unter dem 21. August 1789 erhielt Heyne die vom Kurator von Deulwitz (der zweite Kurator von dem Bussche war kurz vorher gestorben) unterzeichnete Antwort, er würde bei der Regierung auf Erteilung einer außerordentlichen Professur für Bürger antragen, wenn er nicht fürchtete, daß Bürger dann um Gehalt nachsuchen würde. „Da die Euch am besten bekannte beschränkten Umstände der Universitäts-Casse uns nicht erlauben gedachtem Magister dazu ewige Hoffnung zu ertheilen; So habt Ihr ihm solches bekannt zu machen und demnächst zu berichten, ob unter diesen Umständen dem M. Bürger annoch mit der Ertheilung des Professor-Charakters gedient sein dürfte?“¹⁾ Die Dankschreiben Bürger's gehen am 14. Oktober 1789 an die Kuratoren ab: also griff Bürger begierig nach dem Wenigen, was ihm geboten wurde. Heyne mag ihm die harte Bedingung so schonend wie möglich mitgeteilt haben.

Heyne hat viel für Bürger gethan, das wird ihm unvergessen bleiben. Er war stets hilfsbereit und warmherzig; über die letzten schweren Wochen des Verzweifelnden hat er den milden Schimmer helfender Menschenliebe geworfen: seine eigene entbehrungsreiche Jugend machte ihn zeit lebens zum warmen Freunde fremder Not. Heynes Hilfe ist um so höher anzuschlagen, als er selbst der deutschen Dichtung nicht eben sehr gewogen war, ihm also wohl auch das wahre Verständnis für Bürger's Wirken abgehen mußte; sie trägt daher den Stempel selbstlosesten Edelmutes.

Die Ernennung zum Professor war immerhin für Bürger eine gewisse Ermunterung und flößte ihm neuen Mut ein: hörte doch Bürger nie ganz auf zu hoffen. Und wer weiß, ob nicht seine Fähigkeit, sein treues Ausharren doch schließlich über das Ubelwollen der Regierung gesiegt hätte, wenn nicht die dritte im Jahre 1790 mit Elise Hahn eingegangene Heirat den Dichteprofessor schon 1791 in die heftigsten inneren und äußeren Wirren gerissen hätte. Dazu kam noch in demselben Jahre Schillers kalte und lieblose Rezension, die auch den Dichter vernichtete und Bürger's Widersachern scheinbar das Recht gab, über ihm völlig den Stab zu brechen. So stürzte mit einem Male in graufiger Weise alles zusammen, was Bürger besaß oder erträumte: häuslicher Friede, Aussicht auf Gehalt, guter Ruf, Dichtername, Gesundheit und Lebenskraft; als völlig Gebrochener erlag er unter den Trümmern seines Geschickes; selbst seine Stimme, die die Grundbedingung

1) Strodtmann IV, 220.

für seine Thätigkeit als Lehrer war, war dahin. Ergreifend sind die Notschreie des langsam Sterbenden,¹⁾ den zuletzt nur noch das Mitleid seines alten Freundes, des Buchhändlers Dieterich und das Geynes vor dem äußersten, dem Hungertode rettete — ergreifend auch sind die Berichte von Augenzeugen, die ihn kurz vor seinem Tode sahen. „Mit unbeschreiblicher Wehmut“ trennte sich der junge Woltmann, der als Dozent der Geschichte nach Jena ging, im Frühling 1794 von Bürger, der ihm von seinem Sterbelager die dürre Hand mit dem heftigsten Druck und den Worten reichte: „Gehe es Ihnen besser unter den gelehrten Bünstlern, wie es mir gegangen!“ „Seine Stimme . . . sonst voll von Metallklang, und zur lyrischen Deklamation seinem reifen Studium über den Versbau gewachsen und gehorsam, war schon lange wie aus dem Grabe.“²⁾ Und Matthiesson, der Bürger ebenfalls 1794 besuchte, sagt: „Abgezehrt, bleich und entstellt, scheint er dem Tode mehr als dem Leben anzugehören; nur in seinen blauen Augen glimmt noch ein sterbender Funken jenes Feuers, das im Hohen Liebe von der Einzigen so hoch und mächtig emporlodert. Seine Stimmorgane sind gelähmt, und man hat Mühe die leisen Laute zu verstehen, die er mit sichtbarer Anstrengung hervorbringt. Er reichte mit einem so wahren Ausdrucke von Wohlwollen mir die dürre Hand, und sagte mir so viel Freundschaftliches, daß ich innig bewegt wurde.“³⁾

Die deutlichen Anzeichen einer Lungenentzündung waren im Herbst 1793 hervorgetreten. Als Bürger, wenige Tage vor seinem Tode, erfuhr, er sei nicht mehr zu retten, blieb er vollkommen ruhig und sah gefaßt, ja heiter, dem Tode ins Auge. Er erlag der Krankheit am 8. Juni 1794.

* * *

Soweit in Kürze der äußere Verlauf von Bürger's Leben und Professur in Göttingen.

Kun zu seiner Lehrthätigkeit.

Bürger widmete sich, um in der Amtssprache jener Zeit zu reden, an der Universität „theoretischen und praktischen Vorlesungen über Gegenstände der Philosophie und der schönen Wissenschaften“. Von

1) So am 6. März 1793 sein Gesuch um Gehalt an die Regierung, zu dem ihn die Not zwang, und der Brief an Geyne vom 16. März 1794, auf den Geyne am 22. April 1794 mit Zusendung der Summe von 50 Reichsthalern als „Gnabengesicht der Regierung“, die ihm baldige Besoldung zusichere, antwortete; Strodtmann IV, 219, 247, 252.

2) Selbstbiographie S. 47.

3) Schriften, III. Band, Ausgabe letzter Hand, Zürich 1825 S. 126.

Anfang an las er jedenfalls sein großes Kolleg über deutschen Stil: „Allgemeine Theorie der Schreibart“. Ferner hat er in späteren Jahren, vielleicht abwechselnd damit, ein zweites großes Kolleg über die „Theorie der schönen Wissenschaften“ gelesen. Jenes liegt offenbar in dem starken Oktavbaude „Lehrbuch des deutschen Stils“, Berlin 1826 (572 S.), dieses in dem zweibändigen „Lehrbuch der Aesthetik“, Berlin 1825, beide von Reinhardt herausgegeben, vor. Außerdem las er noch seit 1787 über die Kantische Philosophie; endlich hielt er auch ein Privatissimum ab, in dem er praktischen Unterricht im deutschen Stile erteilte.

Bürger war nicht mehr jung, als er Dozent wurde; dennoch schreckten ihn die Schwierigkeiten nicht. Und diese Schwierigkeiten waren nicht gering.

Abgesehen von der wissenschaftlichen und stofflichen Arbeit für ihre Kollegia mußten die Göttinger Professoren viel Zeit und Mühe auf den Vortrag selbst verwenden, denn, wie Pütter ausdrücklich und wiederholt berichtet: „weder Ablesen, noch Diktieren, nur ein freier mündlicher Vortrag findet Beifall.“

Die Vorlesungen waren entweder öffentliche — diese fanden unentgeltlich im Hause des Lehrers statt — oder private, gegen Honorar, welche in den Hörsälen der Universität abgehalten wurden. Es war üblich, daß jeder Lehrer an allen Wochentagen las, wobei sich die Zeit gewöhnlich in ein Privat- und ein öffentliches Kolleg teilte. So las Bürger z. B. im Winter 1787 auf 1788 sein Kolleg über den deutschen Stil fünfmal wöchentlich, nämlich nachmittags von 4—5 Uhr, und außerdem ein Publikum über die Kantische Philosophie zweistündig, Mittwochs und Sonnabends früh 10—11 Uhr. Diese Thätigkeit mußte sehr anstrengend sein, auch wenn man von dem Verlangen des völlig freien Vortrags absieht, da die Ferienzeit sehr gering war. Eigentliche längere Ferien, wie wir sie heute kennen, gab es an der Göttinger Universität nicht. Die Vorlesungen schlossen kurz vor Ostern und Michaelis; sie begannen etwa 14 Tage nach diesen Festen. So entstand eine Erholungspause von 14 Tagen bis drei Wochen. Doch zeigt sich entschieden das Bedürfnis, diese Frist zu verlängern, wenigstens können wir dies daraus ersehen, daß z. B. das Datum der Inschriften zum Beginne des Wintersemesters, wo doch durch den Michaelistag ein fester Ausgangspunkt gegeben war, sich immer weiter hinausschiebt. 1784, als Bürger anfang zu lehren, fand die Inschriftion erst am 27. Oktober statt; sie rückt bis zum Jahre 1793 allmählich bis zum 15. November hinaus. War ein Kolleg in einem Semester nicht ganz zum Abschlusse gekommen, so wurde noch ein Teil der Ferien dazu benützt.

Unverdrossen machte sich Bürger ans Werk. Anfangs ging alles offenbar ganz befriedigend. Ende 1785 berichtet er an seinen Schwager, er habe mit gutem Beifalle angefangen Kollegia zu lesen und hoffe dabei sein hinlängliches Einkommen zu finden. Glänzend war seine Lage keinesfalls; aber dessen bedurfte es auch nicht: Bürgers Lebensansprüche waren überhaupt bescheiden. Zudem verdiente er mit dem Musenalmanach und sonst nebenbei, so daß er im ganzen zu leben hatte. Später giebt er einmal an, unter 600 Thaler sei seine Einnahme nicht heruntergesunken, er habe, sagt er 1790 in seiner Beichte an Elise Hahn, „bisher nicht im Ueberflusse, aber auch nicht in allzu drückendem Mangel“ gelebt und meint, „mit Collegien-Lesen lasse sich ein ziemliches erwerben.“ Daß trotzallem seine Einnahmen aus den Kollegien unbedeutend gewesen sind, ist nicht zu bezweifeln: er durfte von vornherein nicht auf viele Zuhörer rechnen. Bis zum Jahre 1786 bewegt sich die Zahl der Studenten der philosophischen Fakultät zu Göttingen nur zwischen 52 und 58, während unter einer Gesamtzahl von gegen 850 Studenten etwa 425 Juristen, 275 Theologen und gegen 100 Mediziner zu finden sind. Welche verschwindend kleine Zahl von Studenten der Philosophie! Zwar steigt sie 1786 auf 72, hebt sich dann im Jubiläumsjahr 1787 sogar bis auf 94 und 109; doch hat sie diese Höhe zu Bürgers Lebzeiten nicht wieder erreicht, wenn sie nun auch durchschnittlich auf 90—95 stehen blieb. Was will das aber bei einer Gesamtzahl von 700—800 Studenten besagen! In dem unbedingten Vorherrschenden der Juristen prägt sich schon der ganze Charakter der Georgia Augusta aus. Von der Zuhörerzahl Bürgers können wir uns aus Angaben über das Jahr 1787/88 annähernd einen Begriff machen. Am 4. November 1787 kam zunächst Bürgers Kolleg über den deutschen Stil mit 12 Hörern zustande¹⁾, unzweifelhaft hat sich im Laufe des Winters der Besuch gehoben. Das Publikum über Kant begann mit 24 Hörern; in der zweiten Stunde waren es schon 50, in der dritten 70 Hörer. Darunter waren aber nicht nur Studenten, auch nicht nur Angehörige der philosophischen Fakultät, sondern z. B. einige Prinzenhofmeister, Repetenten, der junge Arzt und Freund Bürgers Dr. Althof etc. Noch im Februar 1788 kann Bürger berichten, sein Kantkolleg sei anhaltend und gut besucht.²⁾ Das Honorar für die Vorlesungen der philosophischen Fakultät betrug damals halbjährig meist 5 Reichsthaler, nur Bandketten und praktische Lehrstunden wurden mit 8 und 10 Reichsthalern bezahlt.

Früher hatten die theologischen und philosophischen Kollegia nur 4 Thaler gekostet, Sprachstunden wurden noch niedriger vergütet. Grafen entrichteten das Honorar doppelt.¹⁾

Auf diese Weise konnte also Bürger nicht auf einen grünen Zweig kommen; schon aus Gründen des Gelderwerbs mußte er auf eine Professur mit festem Gehalte rechnen.

Weshalb ließ man nun Bürger zehn Jahre umsonst darauf warten? Woher diese unverbiente, ungewöhnlich harte Zurücksetzung, woher die Kränkungen, ja die Mißachtung, worunter er zu leiden hatte?

Es hat nie an Stimmen gefehlt, die geschäftig waren, einzig und allein Bürger selbst die Schuld daran zuzuschreiben. Schon zu seinen Lebzeiten, unter seinen Augen, liefen solche verleumderische Anklagen um, und die Fama mag nicht gezögert haben, sie nach Herzenslust ins Ugeheuerliche zu steigern.

„Man behauptet hier allgemein“, so weiß der Student Lenz am 17. November 1787 an seinen Freund zu berichten, „Bürger würde als Professor unbrauchbar seyn; nur die noth treibe ihn an thätig und nützlich zu seyn“. Als Bürger bei der „neulichen Promotion“ zurückgesetzt worden war, erfährt Lichtenberg, wie er Bürger am 17. Juli 1787 mitteilt, daß höheren Ortes „einige Vorurteile“ gegen ihn obwalteten und glaubt, sie könnten zerstreut werden, wenn Bürgers Kantkolleg zustande käme. Besonders wird Bürger — wie schon Lenz andeutet — der Unthätigkeit, ja der Faulheit beschuldigt; fast scheint es, als hätte gerade dieser Vorwurf in Göttingen sprichwörtliche Verbreitung gefunden, wenn es in den Briefen des jüngeren, Friedrich Schlegel, der überhaupt Bürger mit seinem Haffe verfolgt, heißt „wer immer warten wollte, bis die Begeisterung vom Himmel käme, würde endlich in Bürgerische Trägheit versinken“²⁾. Ein anderer Vorwurf ist der, Bürgers sittliche Führung in Göttingen habe Anstoß erregt, deshalb sei er gewissermaßen ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener gewesen. Der ältere Schlegel wurde gewarnt vor dem Verkehr mit Bürger; und weil er diesem nahe stand, galt er schon als ein halb verlorener Mensch.³⁾ Oft wiederholt und ebenso oft geglaubt ist auch die Beschuldigung, Bürgers Vortrag sei schlecht gewesen, niemand habe bei ihm aushalten können.

1) Pflüger II, 386 und I, 319.

2) Brief aus Dresden, vom 17. August 1795; Oskar Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm (Berlin 1890. 8°. 680 S.) S. 234.

3) N. B. Schlegel, sämtliche Werke 8, 68.

1) Heynes Deutsches Privatissimum hatte zu jener Zeit nur 2 Hörer!

2) Brief an Born, Strodtmann III, 193. Die Einzelheiten vorher nach den Briefen des Studenten E. G. Lenz an Schlichtegroll, Rückhöhn a. a. D.

Wer aus Bürgers Briefen und Schriften den Ernst kennt, mit dem der Dichter auch an seinen akademischen Beruf heranging, der wird schon ohne weiteren Beweis diese Beschuldigungen zurückweisen. Aber wir sind glücklicherweise durch Bürger selbst und durch Zeitgenossen genügend unterrichtet, um in diesem Punkte klar sehen zu können.

Das allerdings ist richtig, daß Bürger als Dozent auch in seiner besseren Zeit nicht immer auf gleicher Höhe geblieben ist: zu deutlich wogt es in seinem Leben, seinem Dichten, seiner Stimmung auf und ab; stoßweise setzt er an, dann erschläft er wieder für einige Zeit. Aber nie hat Bürger aufgehört, immer von neuem zu streben, zu ringen, sich zu bemühen. Er selbst kannte seine Schwäche recht wohl und hat sich darüber so schonungslos und aufrichtig ausgesprochen, wie über sein ganzes sonstiges Wesen. Bürger war nie frei von heftigen inneren Anfechtungen und beurteilte seine Leistungen sehr streng. Wenn er nun sah, wie hoch und ideal sein Ziel war und wie wenig er ihm nahe kam, so faßte ihn Mutlosigkeit, Verstimmung, Zagen. Die Klagen über seine Unfähigkeit entspringen aus seiner Bescheidenheit. Und wenn wir in seinen Briefen häufig den Ausdrücken des Unmuths begegnen, wenn er in den härtesten Worten auf die „Kathederpaukeri“ schilt, wenn ihm sein Amt zur Qual wird, so gilt sein Widerwille nicht der Sache, die er vertritt, nicht der Unlust zu arbeiten: nein, alles das entspringt aus der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, aus dem Ingrimm über die Verachtung, mit der andere in maßlosem Gelehrtendümel glaubten, auf ihn herabsehen zu dürfen.

In Wirklichkeit war Bürger weder faul noch träge, noch ein so schlechter Dozent, noch auch gab er in Göttingen durch „ungeregeltes Betragen“ Anlaß zu Argernissen. „Man hat sich — so urteilt Woltmann, ein strenger und wahrheitsliebender Zeuge — in der Furcht betrogen, wenn man dieses von Bürger erwartete, der immerdar, seit er zu Göttingen lehrte, in untadelhafter Stille gelebt“; „doch, setzt er hinzu, hat jene Furcht eben so gegen ihn gewirkt, als wenn sie noch so gegründet gewesen wäre.“¹⁾

Der Vorwurf der Trägheit wird schon durch die umfangreichen und fleißig ausgearbeiteten Kollegien über Ästhetik und deutschen Stil widerlegt, mehr noch durch die rege und vielseitige Thätigkeit, die Bürger als Dichter, Lehrer, Übersetzer, Herausgeber, auch in den letzten schweren Jahren seines Lebens, entwickelte, endlich auch durch sein eigenes Zeugnis, dem nichts Thatsächliches entgegensteht. „Von früh morgens 6 Uhr bis abends 8 Uhr“, schreibt er Februar 1792 an Frau Hahn, „Tag für

1) Leben Bürgers S. 509, 10.

Tag ist meine Thätigkeit unausgesetzt im Gange...“ „Ich bin mir bewußt, meine Pflicht nach Vermögen so gut zu thun, als jeder andere Professor, dem Hunderte zuströmen. Ich wende Zeit, Fleiß und Kräfte, soviel in meiner Gewalt sind, auf meine Lehrstunden, und suche sie sowohl angenehm, als nützlich zu machen.“

Die Behauptung, daß Bürgers Vortrag nichts getaunt habe und er daher zum Dozenten unbrauchbar gewesen sei, ist ebenfalls leicht widerlegt. Allerdings sagt Bürger selbst, er sei ein „erbärmlicher Sprecher“, sein mündlicher Vortrag sei „vollends schlecht“. Das ist keine Heuchelei oder scheinbare Bescheidenheit, sondern seine ernstliche Meinung. Nur dürfen wir dabei nicht übersehen, welchen hohen Grad von Vollkommenheit Bürger von sich verlangte; er steckte das Ziel eben außerordentlich hoch. Wahr ist, wie wiederum Woltmann bezeugt, daß Bürger in der Regel langsam und matt sprach, daß er mitunter lange Pausen machte, weil er manchmal gewissermaßen erst auf dem Katheder nach dem rechten Ausdruck suchte; aber Woltmann sagt auch in Bezug auf Bürgers Selbstanklagen, er schildere sich zu nachtheilig, „weil er selbst nicht begriff und nicht sagen konnte, welche Anmuth und welche Würde zugleich seine immer rege Phantasie, der gemüthliche Klang seiner Stimme, die Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Großmuth seines Herzens über seine körperliche und sittliche Eigenthümlichkeit verbreitete.“¹⁾ Und über Bürgers Vorlesungen und Vortrag sagt er an einer andern Stelle: „Auch die dumpfsten Zuhörer empfanden eine Anwandlung von Begeisterung, wenn er auserlesene poetische Stellen mit seiner klangvollen Stimme her sagte, welche insonderheit für lyrische Deklamation, unterstützt von seiner vollendeten Kunde des Versbaues, jede Art des Wohlklanges, jede Stärke und Weiche in sich vereinigte. Unvergeßlich sind die Augenblicke, wenn er, wie auf dem Catheder so auch im Privatungang, aus dem Reichthume seiner Belesenheit Stellen vortrug, deren Schönheit sie ihm wert machte“. So schrieb Woltmann 1818 bei der Erinnerung an seinen Lehrer und Freund. Dazu stimmt vollkommen, was der Student C. G. Lenz unter dem frischen Eindrucke der Vorlesungen Bürgers an seinen Freund Schlichtegroll berichtet am 4. November 1787: „Sein Vortrag ist über erwarten gut, deutlich, faßlich, angenehm... Er scheint mir, was die Form anlangt, einen sehr guten Weg eingeschlagen zu seyn... Seine Bescheidenheit, geschmackvoller Vortrag, Erläuterung durch häufige Beispiele, selbst versinnlichung durch Allegorie und Bilder, wo sich thun läßt, erwerben ihm gewiß

1) Leben Bürgers 519; die dann folgende Stelle 511; Lenz an Schlichtegroll: Kluckhohn a. a. D.

beyfall.“ Am 10. November: „Auch im mündlichen, sonst recht guten Vortrag, verfällt er bisweilen in die platte, unedle Sprache“. Am 17. November: „Am mittwoch hielt er eine Stunde, in der ich dich gegenwärtig gewünscht hätte. Er übertraf sich selbst. Mit der größten Wärme und einem schönen Fluß der Rede sprach er...“ u. s. w.

Das alles beweist doch klar, daß von irgend einem Verschulden Bürger's in dieser Hinsicht nicht die Rede sein kann. Bürger war als Universitätsdozent sicher ebenso befähigt, ebenso gewissenhaft und treu, wie andere, die ihre Dozentenlaufbahn mit Glück verfolgten.

* * *

Ein andres ist es zunächst, das Bürger's Fortkommen an der Göttinger Universität ernstlich im Wege stand: sein ungeschminktes und aufrichtiges, gerades Wesen, jene Art zum Teil burschikoser Natürlichkeit, die er seit seinen Jugendtagen nie abgelegt hatte.

Um dieses Hindernis recht zu würdigen, muß man freilich einen etwas tieferen Blick in die damaligen Göttinger Verhältnisse thun. Schon Goethe deutete in jenem Briefe an Bürger feinfühlig auf dieses Hindernis hin, das er „die barbarische Form unserer Akademien“ nennt. Nun war zwar Göttingen eine der jüngsten Universitäten; dennoch stimmen alle Zeugnisse darin überein, daß der Ton und Verkehr der Göttinger Professoren und Gesellschaftskreise ein höchst kalter, geschniegelter, hochmüthiger war.

Ein wahres Urbild für einen damaligen Göttinger Universitätsprofessor muß z. B. in mehrfacher Hinsicht der Jurist Pütter gewesen sein.

Goethe rühmte, wie schon erwähnt, die Klarheit im Vortrag Pütters, der in diesem Punkte unzweifelhaft von seinen Kollegen vorteilhaft abstach; aber gerade dieser Pütter ist zeit seines Lebens ein steifer zugeknöpfter Jurist und Hofrat von übrigens unendlich beschränktem Gesichtskreise gewesen.¹⁾ Man braucht nicht viele Abschnitte von Pütters dickleibiger Selbstbiographie zu lesen, die für jene Zeit und jene Kreise charakteristisch ist: Eiseskälte und innere Abgestorbenheit wehen einem daraus entgegen, ganz zu schweigen von Pütters Gelehrtengegeschichte, wo der trockene Stoff die Ede des Stiles entschuldigen mag. Pütter war, wie Wolfmann²⁾ einmal ebenso schlagend wie spöttisch sagt, „schlauer und vorsichtiger, als einem Professor geziemt“. Wo das Unrecht von den

1) Man lese den nach gründlichsten Quellenstudien gearbeiteten Aufsatz von F. Frensdorff in der Allgemeinen deutschen Biographie, der im Vergleich zu anderen noch ein höchst günstiges Bild Pütters entrollt.

2) Selbstbiographie, S. 58.

„Oberen“, von der Regierung ausging, fand er nie den Mut zu einem freien und männlichen Worte. „Das haarsträubende Unrecht“, sagt Frensdorff, „das 5 Jahre hindurch seinem großen Rivalen Moser widerfuhr, hat ihm nie ein offenes Wort des Tadel's entlockt.“ „Meine Oberen“, das ist das Zauberwort, vor dem alle Bedenken des Herrn Geheimen Justizrats Pütter schweigen. Wärmer und lebhafter wird Pütter nur, wo er berichten kann, wie vielen Grafen und Freiherrn er vorgestellt wurde, oder wie viele vornehme Herren seine Vorlesungen besuchten. In Pütters Selbstbiographie wird man vergebens warmen Anteil für eine große Frage der Zeit oder des Menschendaseins suchen, oder einen Gesichtspunkt, der über das Geschäftliche, Amtliche, Nützliche emporragt. Ebenso engherzig und verständnislos sind seine Anschauungen über die deutsche Sprache und Litteratur, die er in seinem Schriftchen über die deutsche Rechtschreibung niedergelegt hat. Dieses Büchlein erschien 1780 und geht von der ganz richtigen Beobachtung aus, daß die „deutsche Litteratur“ in den letzten 30 bis 40 Jahren wesentliche Veränderungen durchgemacht habe und zwar durch die großen Schriftsteller Leibniz, Wolf, Mosheim, Haller, Mastow, Binan, Strube, Gellert, Rabener, Hagedorn. Das sind, nach Pütter, Deutschlands große Schriftsteller bis 1780. Einen Lessing, einen Klopstock gab es für ihn nicht, der Stürmer und Dränger und eines Goethe, Herder, sowie der jüngeren Dichter ganz zu geschweigen. Ebenso verkehrt sind seine Ansichten über die deutschen Dialekte. Dennoch werden seine Anschauungen sicher die der Mehrzahl seiner Kollegen gewesen sein: nicht bloß von der juristischen Fakultät. Denn Pütter war für viele Kollegen und Kreise maßgebend; war er doch ein Stern erster Größe an der Göttinger Universität, ein Mann, der allein tausende von Studenten aus allen Kreisen, ja sogar Fürsten nach Göttingen zog und der von den wissenschaftlichen und politischen Größen seiner Zeit verehrt und gefeiert wurde wie wenige. Pütter hat sich auch um den geselligen Ton in Göttingen verdient gemacht: durch die von ihm angeregten und eingerichteten Gesellschaften und Konzerte wurde, wie er meinte, ein freischerer und lebendigerer Zug in die Göttinger Geselligkeit gebracht. Wie mag es da erst vor ihm gewesen sein! „Der selige Haller“, sagt er befriedigt 1788 nach einem Überblick über die geselligen Veranstaltungen Göttingens, „der von Bern her mehr gesellschaftlichen Umgang gewohnt war, pflegte manchmal darüber zu klagen, daß die hiesigen Lehrer einander nicht genug zu sehen bekämen. Diesem Mangel ist durch obige Veranstaltungen ziemlich abgeholfen. . . Vielleicht wären auch in vorigen Zeiten manche Mißverständnisse weniger gewesen, wenn mehr Gelegenheit zu einem ungezwungenen Umgange gewesen wäre.“ Letztere Andeutung scheint sich auf die Händel

und Reibereien zu beziehen, die Schlözer, eine andere Zierde der Universität, mit Kästner, dem bekannten Mathematiker und Epigrammendichter hatte, und die „keine günstige Idee von den damaligen kollegialischen Verhältnissen an der Universität geben“¹⁾.

Wenn wir nach der Behandlung urteilen dürfen, die Woltmann, der sich 1793 in Göttingen als Privatdozent für Geschichte niederlassen wollte, von Schlözer erfuhr, so scheint überhaupt Schlözers Charakter nicht zu den angenehmsten gehört zu haben.²⁾

Pütters Gestalt ist, wie schon bemerkt, für die Göttinger Universität im vorigen Jahrhundert charakteristisch. So bedeutend auch viele Mitglieder der philosophischen Fakultät waren, allen voran Heyne, dann Michaelis, Schlözer, Spittler, Gatterer, Kästner, Lichtenberg u. a., so vermochten sie doch nicht gegen die Übermacht der Juristen aufzutreten. Diese überwogen zu Bürgers Zeit alle anderen Fakultäten bedeutend³⁾. Das verließ der ganzen Universität ihr Gepräge. Es wimmelte in Göttingen von Hofräten, Justiz- und Geheimräten; der ganze gesellige Verkehr, auch der Studenten untereinander, bekam einen hofartigen Zuschnitt. Wenn Pütter wiederholt das vortreffliche und gesittete Benehmen der Studenten in Göttingen lobt, so heißt dies, daß es sich möglichst genau in den vorgeschriebenen Bahnen der Etikette bewegte. Wer sich in diesem Punkte hervorthat, galt für am feinsten gebildet. „In Göttingen gilt mehr, als auf andern Universitäten, die bloße gute Sitte, die Höflichkeit, welche dort schon die Jugend, so wie in der bürgerlichen Gesellschaft die späteren Alter freundlich zusammenhält, ohne in der Regel zu etwas Höherem zu führen.“⁴⁾ Göttingen war eben damals die vornehmste Universität: ja! der ganze deutsche Adel, die Söhne aus den höheren Beamten-, aus Minister- und Hofkreisen, Offiziere u. strömten der Georgia Augusta zu, die ihre höchste Blütezeit in den Jahren 1786—1790 erlebte, als sogar die drei königlichen Prinzen von Großbritannien Ernst August, August Friedrich und Adolf Friedrich — allerdings in dem noch sehr jugendlichen Alter von 12—15 Jahren — samt ihrem Gefolge die Universität bezogen.

Mit mitleidigem Rächeln lesen wir heute, wie unermüdblich Pütter die Grafen aufzählt, die Göttingen mit ihrer Gegenwart beglückten, wie gerührt er ist, daß die Gnade fürstlicher, königlicher Huld über seiner

geliebten Universität, ja über seinem unwürdigen Haupte leuchtete, wie er das immer wieder als eine besondere Fügung und Gabe des Himmels preist. Daß so Göttingen zu einer Art zweiter königlicher Residenz mit Hofhaltung und Festen wurde, daß das auch seine Schattenseiten hatte, indem Kriecherei und Heuchelei einerseits, Anmaßung und Dünkel anderseits aufwuchsen und wucherten, versteht sich von selbst: Püttern aber und manchem Professor seines Schlags mag es verborgen geblieben sein. Wir Nachgeborenen verstehen aber, wenn freiere Geister sich schon damals von solchem Treiben angewidert fühlten, wenn ihnen das Leben zu stocken schien in dieser dumpfig schwülen Atmosphäre. Zu alledem kam nun noch der erbärmliche Hochmut und Gelehrtendükel, der aber zum Teil auch von oben großgezogen wurde. Denn es kann leider nicht bestritten werden, daß die kurfürstlich hannöversche Regierung, beziehentlich das Universitätskuratorium, genau auf demselben Standpunkte stand, wie der Minister von Zedlitz in seinem Schreiben an Carmer. Bürger war ein Dichter, er betrieb das alle Seelenkraft untergrabende Geschäft der Poeterei. Er war also im besten Falle ein Schöngeist. Ein solcher aber ist als Erzieher der Jugend nicht zu gebrauchen. Poeterei ist etwas ganz Überflüssiges, was zu nichts führt; demnach ist ein Poet ein Mensch, der zu einer anständigen Beschäftigung nichts taugt. Das war die Anschauung der hannöverschen Regierung und, müssen wir leider sagen, auch die der meisten Kollegen Bürgers, der Professoren. Aber, wird man sagen, Bürgers akademische Thätigkeit? Wurde denn die nicht geachtet? Allerdings war die Wissenschaft in Göttingen geachtet: sie stand in höchster Schätzung. Wenn nur Bürgers Fach und Leistungen bei seinen Kollegen und Vorgesetzten als Wissenschaft gegolten hätten! Das war aber ganz und gar nicht der Fall. So duldsam waren die Göttinger Gelehrten nicht, eine Wissenschaft, die sie nicht selbst verstanden und betrieben, als ebenbürtig oder überhaupt nur als Wissenschaft anzusehen! Sie erblickten in Bürger immer nur den leichten Schöngeist, der sich erdreistete, sich in die geheiligten und geheiligten Räume der Wissenschaft einzudrängen, der ohne Magisterexamen und lateinische Disputation, der ohne lateinische Pamphlete, ohne Werke von tödlicher Langeweile verfaßt zu haben, sich anmaßen wollte, ein Professor zu sein. Wenn Bürger für seinen Gegenstand Gleichberechtigung und Gleichstellung mit den anderen Fächern verlangte, so mußte das solchen Handwerksgelehrten wohl wie Wahnsinn erscheinen! Denn das, was Bürger mit großen Worten als sein Fach pries, das lasen und erlebten ja andere Professoren, wirkliche Gelehrte, wie Murray, Dieze, Heyne, Meiners so nebenbei mit: wie tief stand also Bürger unter ihnen, der nichts als jenes konnte! Daß das, was andere Göttinger Professoren in dem Fache der deutschen Sprache, in Stil und

1) G. Waig „Göttinger Historiker von Köhler bis Dahlmann“ (Göttinger Professoren. Gotha 1872, S. 245). Die Stelle bei Pütter: II, 370.

2) Vergl. Woltmann, Selbstbiographie S. 40.

3) Vergl. die Einzelheiten S. 324.

4) Woltmann, Selbstbiographie S. 32.

Litteratur leisteten, kläglich handwerksmäßig war und nur den allergemeinsten Nutzen im Auge hatte, das merkten sie nicht; ihr blödes Auge sah thatsächlich nichts höheres in den Bestrebungen Bürgers. Denn handwerksmäßig war Bütters Anschauung von deutscher Sprache und deutschem Stil und nach allem, was wir von Heyne wissen, kann auch sein Kolleg über deutsche Schreibart nicht anders gewesen sein. Man lese die entsetzlich langatmige Ankündigung, die Büttler, vermutlich nach den von Heyne gegebenen Unterlagen, verfaßt hat: „Ein Collegium, worin ferner Hofrat Heyne zu Ausarbeitungen Anleitung giebt, ist so eingerichtet, daß er auf schriftlichen und mündlichen Vortrag siehet, die Erfordernisse von beiden zeigt, die Grundsätze entwickelt, und durch Vorschreften, Muster, und durch eigene Uebungen zu einem guten Stil und Vortrag anführt. Die Uebungen werden durch Aufsätze nach den verschiedenen Classen und Arten des Vortrags fortgesetzt und variiert: Erst, erzählende und darstellende Aufsätze; dann lehrenden, beweisenden, berathschlagenden, anrathenden, rührenden Inhalts; nun, Aufsätze einer aus jenen zusammengesetzten oder abgeleiteten Art: Lob, Empfehlung, Dank, Glückwünschung, Tröstung. Hierauf werden Vorträge nach einer bestimmten Form gebauet: feierliche Reden und Anreden; der Vortrag in Geschäften, mündlicher und schriftlicher: verschiedene Gattungen; ihre Regeln; und Uebungen darin.“¹⁾ Konnte Bürger in solchen Verhältnissen sich heimisch fühlen und gebehren?

* * *

In seiner Elegie auf Bürgers Tod sagt Goekingk, der treue Freund des Toten wie des Lebenden:

Du am Ufer der Lein' ein Fremdling!

und Schlegel fügt, schon 1797, wehmütig hinzu: „So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an sein Ende; ja es läßt sich in Deutschland kaum eine andere Stadt denken, wo man ihn in dem Grabe verkannt und hintangesezt haben würde.“ Später, zu einer Zeit, wo er ungeschont Einzelheiten verraten durfte, weil auch die meisten Verächter Bürgers längst im Grabe ruhten, hat Schlegel diese Andeutungen ausgeführt. In seinem berühmten Aufsatz über Bürger aus den Kritiken und Charakteristiken, der noch heute der beste kritische Aufsatz über Bürger ist, 1800, spricht er zwar auch nur von dem „beständigen Ringen eines beleidigten Selbstgefühls gegen den Übermut von Gelehrten, die sich in geistlosem Sammlerfleiß zur Verachtung alles Edlen und Schönen verhärtet hatten“, aber 1828 fügt er hinzu: „Namen zu nennen, ist unnötig: wer das damalige

1) Büttler II, 349.

Göttingen gekannt hat, wird sie leicht ergänzen. Die Thatsache kann ich bezeugen, daß mehrere Professoren der berühmten Universität Bürgern mit großer Verachtung begegneten, und von ihm sprachen wie von einem Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft. Und diese Geringschätzung Bürgers gründete sich nicht sowohl auf einige Umstände seines Lebens, wobei Bürger mehr zu beklagen, als zu verdammen war; als darauf, daß er die brotlose Kunst der Poesie trieb und keine Compendien zu schreiben wußte. Einen Dichter in Göttingen zu dulden, schien ganz unerträglich, und in der That paßte es nicht zum besten . . . Heyne nahm an jener engen Denkart keinen Antheil . . . Auch . . . mit Lichtenberg stand Bürger, ohne häufigen Umgang, in einem freundschaftlichen Verhältnisse. Ebenso mit dem Mathematiker Kästner.“¹⁾ Nicht minder hart urteilt wenige Jahre nach Bürgers Tode Moriz Schlegel über die Göttinger Verhältnisse: „Unsere Klagen über Göttingen werden Dir schon manchemal zu Ohren gekommen sein. Ich hoffte nicht ohne Grund ein verändertes, verbessertes, gefelligeres und humaneres Göttingen wiederzufinden; aber es ist nur gar zu sehr das alte geblieben . . . Ungeachtet meines Enthusiasmus für die Litteratur hat der Umgang mit akademischen Handwerksgelehrten, die lediglich für ihr Fach, für ihre Vorlesungen, Bücher und Zeitschriften Interesse haben, wenig anziehendes für mich.“²⁾ Zahlreiche Stellen aus Bürgers Briefen, aus Woltmanns beiden hierher gehörigen Schriften, und vor allem aus Carolinens Briefen bestätigen, daß die obigen Schilderungen und die angeführten Zeugnisse nicht zu schwarz ausgefallen sind.³⁾

Nicht besser wie mit seinen deutschen Vorlesungen erging es übrigens Bürger mit seinem Kantkollegium: auch in Bezug auf Philosophie huldigte die Göttinger Universität, beziehentlich die philosophische Fakultät, noch ganz den alten überlebten Anschauungen, und Bürgers Kant-Vorlesung mit der frischen Luft, die in ihr wehte, erregte bei Kollegen höchst mißfälliges Aufsehen; auch dadurch machte er sich unter ihnen nicht beliebter.⁴⁾

Man stelle sich vor, wie in diese geistige Stidluft ein Mann von der Friihe, Offenheit und Derbheit, von dem Feuer eines Bürger paßte! Er fühlte das auch recht gut und hat sich die redlichste Mühe gegeben, „einmal aus dem verfluchten Hundeneß fortzukommen“. Aber seine wie

1) A. W. v. Schlegel. Sämtliche Werke VIII, 68; X, 355.

2) Brief an seinen Bruder August Wilhelm vom 1. April 1797 (G. Waitz, Caroline und ihre Freunde S. 39).

3) J. B. Strodtmann III, 213, 243; IV, 163, 164, 219, 249. Caroline I, S. 50, 51, 53; Woltmann, Leben Bürgers S. 509, 511, 512.

4) Vergl. Strodtmann III, 185, 193, ferner Kluckhohn a. a. D.

seiner Freunde rührende Bemühungen — auf die hier nicht näher eingegangen werden soll — ihm anderwärts eine bergende Unterkunft zu verschaffen, scheiterten. Schlimm für Bürger war nun, daß er seiner Lebhaftigkeit gar so wenig Zwang anthat; in diesem Punkte hat er sein Mißgeschick entschieden mit verschuldet. Klugheit war nie eine der Tugenden Bürgers gewesen; er handelte leider nur zu oft unklug. Seine Offenheit, Geradheit und Ehrlichkeit, seine volkstümliche Frische und Derbheit des Ausdrucks waren in Göttingen unerhört. Sie wurden dort einfach falsch verstanden. Gestand er in seiner aufrichtigen Bescheidenheit, wie sehr er mit dem Stoffe zu ringen habe, so legte man das als Unfähigkeit aus; war er mit seinem Fleiße nicht zufrieden, so schalt man seine Trägheit; klagte er seine Sinnennüchternheit an, so eiferte man über seine Unstillschicklichkeit. Seine Derbheit, sein packender Stil, sein volkstümlicher Ausdruck galten für „Plattitüden“, für Pöbelhaftigkeiten, die sich mit der Würde eines Gelehrten, eines Professors nicht verträgen.

Auch über andere äußerte Bürger sein Urteil unvorsichtig. Bei ihm, dem lebhaft Empfindenden, gewannen alle Eindrücke, sofern sie ihn tiefer berührten, eine ganz außergewöhnliche Stärke inneren Lebens, was sich dann sofort in seiner Sprache ausdrückte. Seine Empfindung flamme ebenjo leicht zu Schwung, zu heller Begeisterung auf, wie zu Spott, beißender Bitterkeit und heiligem Zorne. Solche Unmittelbarkeit und Frische sichert seinen Dichtungen ein Leben für Jahrhunderte; den akademischen Lehrern im damaligen Göttingen hat sie schwer geschädigt. Freimütig, wieder — weil er denkt, seine Worte müßten so, wie er sie meint, verstanden werden — schonungslos und schroff, ja verlegend bis zur Taktlosigkeit und Beleidigung spricht er bisweilen seine Meinungen aus: in Gedichten, in Prosaschriften, in Briefen, auf dem Katheder. Nichts bleibt auf dem Hintergrunde dieser Seele zurück, die sich ganz zeigt und giebt, wie sie ist. Bürgers Briefe und Prosaschriften beweisen, daß er manchmal, auch bei seinem Tadel, seinen Klagen, selbst im Zorne noch den Ton maßvollen männlichen Freimutes zu treffen wußte; aber sie zeigen zugleich, daß er sehr oft in seinem Unmute weiter ging, als man bei der größten Nachsicht billigen kann: auch in diesem Punkte verlor er zuzeiten den sicheren, untrüglichen Maßstab des Schicklichen. Wieviele solche Äußerungen eines erregten Augenblicks mögen durchgefickert sein bis zu den Ohren, die sie nicht hören sollten; wie oft mag die Klatschsucht solche Ausbrüche des Zornes unter die Augen gebracht haben, die sie nie hätten sehen sollen! Bei seinen ersten Verhandlungen mit Heyne 1784 läßt Bürger diesen in sein innerstes Herz blicken: „Jurisprudenz . . . scheint mir, unter uns, ein des Menschen gar unwürdiges Studium zu sein“ — in dem Augenblicke, wo er im Begriff

ist, Kollege von so und so vielen juristischen Professoren zu werden! Seine Lebhaftigkeit reißt ihn hin, in seiner Einladungsschrift 1787 heftige Ausdrücke zu gebrauchen, durch die sich mancher Kollege verletzt fühlen konnte oder mußte. Es stellt zwar Bürgers Urteilskraft ein gutes Zeugnis aus, daß er gleich zu Anfang die hohe Bedeutung Kants durchschante, aber unklug war es, am 14. Mai 1787 — kurz ehe die philosophische Fakultät ihn mit dem Dokortitel ehrte — brieflich über Kants Bedeutung in die Worte auszubrechen: „Kant könne leicht dreißig solcher philosophischen Fakultäten (wie die „hiesige hochlöbliche“) zum Morgenbrod bei der Tasse Thee aufschlingen.“ Um schlimmsten aber war, daß Bürger seinem gewiß berechtigten Ingrimm über die Kuratoren der Universität so gar keinen Zügel anzulegen wußte; er kehrt in mehr oder minder deutlichen Ausdrücken vielfach wieder und gipfelt in der wenig menschenfreundlichen Äußerung der Freude, daß nunmehr (Juli 1789) „der T. . . . wenigstens einen seiner Widersacher geholt habe“ (der Kurator von dem Bussche war kurz vorher gestorben).

In der Gesinnung der Regierung täuschte Bürger sich freilich nicht. Die Regierung hat, nur dem Drängen der philosophischen Fakultät nachgebend, Bürger den Professortitel verliehen. Sie hat keine Gelegenheit vorbegehen lassen, um Bürger zu zeigen, wie entbehrlich er sei. Während Bürger vergebens auf eine Professur wartete, wurde der 10 Jahre jüngere F. L. W. Meyer 1785 sofort als „Professor“ nach Göttingen berufen und zugleich als Mitarbeiter an der Universitätsbibliothek, sicher mit Gehalt, angestellt. Demselben Meyer, der sich noch durch nichts ausgezeichnet hatte, während Bürgers Ruhm ganz Deutschland erfüllte, wurde 1786 der deutsche Unterricht bei den drei Prinzen von Großbritannien übertragen, eine direkte Zurücksetzung Bürgers, der seit 1784 an der Universität Deutsch lehrte. Nicht anders behandelten diesen die Kollegen. So kam es, daß er, der 1769 als Student „Beisitzer“ der königlichen deutschen Gesellschaft gewesen war, als Dozent an der Universität — wenigstens nachweislich bis 1788 — nicht zum ordentlichen Mitglied dieser Gesellschaft gewählt wurde, wie andere Professoren der philosophischen und anderer Fakultäten. Und dabei hatte diese Gesellschaft die Pflege der Muttersprache, der Bürger sich ausschließlich widmete, zu ihrer Aufgabe gemacht! Allerdings konnte man Bürgern die Mitgliedschaft einer geselligen Vereinigung, die sich im November 1787 gebildet hatte, nicht verweigern; wir finden ihn da neben seinen Freunden Dieterich, Lichtenberg, neben Forster und dessen Schwiegervater Heyne, neben Kästner, Pütter, Keuß und anderen als Mitglied aufgezählt,¹⁾

1) Pütter II, 369 ff.

doch wird er kaum viel hingegangen sein. In späterer Zeit zog er sich ja völlig zurück; er wurde verbittert und orbeutlich menschenscheu; doch trankte es ihn tief, wie er am 16. März 1794 an Heyne schreibt, daß er „von manchen hochfahrenden Herren gar wenig bemerkt werde“, „man naht sich mir nicht, man redet mich nicht an, und wenn ich mich nahe und anrede, so ist man gleich mit mir fertig und wendet sich zu einem anderen Herrn Hofrath oder Ordinarius“; und er verkündet prophetischen Geistes, die Literärgeschichte, die ihn hoffentlich nicht vergessen werde, werde es dereinst nicht zur Ehre der Universität und ihrer Vorsteherchaft melden, wenn man ihn vernachlässige und darben lasse¹⁾.

Es ist nur natürlich, daß sich die Mißachtung, um nicht zu sagen Verachtung Bürgers von der Regierung und den Professoren auf die Studenten übertrug, und daß Woltmann schon im Herbst 1788 Bürger vom „Troß der Studenten wenig geachtet“ fand, „nicht sehr von den meisten Professoren“. Der große Troß ging eben achlos an Bürger vorbei und dem Brotstudium, der lieben melkenden Kuh nach, damals in noch weit höherem Maße als jetzt. Die Schilderung, die Bürger von dem Verständnis der jungen, zur Universität gehenden Leute für die deutsche Sprache entwirft, müßte unbedingt höchst übertrieben erscheinen, wenn sie nicht schon dadurch bewiesen würde, daß es eben bei den Erwachsenen, Gebildeten, Lehrern, auch an der Universität, nicht besser bestellt war.

Wir sehen: nicht Bürger selbst und seine Thätigkeit war schuld daran, daß er als Professor scheiterte; der letzte, entscheidende Grund dafür war vielmehr, daß weder Kollegen noch Vorgesetzte ihn verstehen konnten oder wollten. Bürger ging als Universitätslehrer zu Grunde durch das zwiefache blinde Vorurteil gegen seine Person und gegen sein Fach.

Keine Zurücksetzung und Verachtung von seiten des Kuratoriums und der Kollegen konnte ihm aber die Liebe und Treue eines kleinen Kreises verständnisvoller Schüler und Hörer rauben. Ein kleiner Kreis von Getreuen hat Bürger nie gefehlt, so verständnislos auch die „Troßstudenten“ an ihm vorübergingen. Es ist schmerzlich und niederdrückend, Bürger als Lehrer der deutschen Sprache zu betrachten: aber die Thatsache, daß, wo er wirkte, er tief, nachhaltig, bleibend wirkte, ist ein Lichtpunkt auf dem düstren Gemälde, ein Punkt, bei dem der Beschauer gern und mit Rührung verweilt.

1) Strodtmann IV, 249

Unter denen, die zu dieser kleinen aber treuen Gemeinde Bürgers gehörten, sind zu nennen: Lenz, Althof, Woltmann und Schlegel. Könnten wir das Leben anderer damals Mitlebender bis in ihre Göttinger Studentenzeit zurückverfolgen, so würden wir sicher noch manchen Gleichgesinnten ausfindig machen; es ist kaum zu bezweifeln, daß weitere Nachforschungen die Reihe dankbarer und verständnisvoller Schüler Bürgers vermehren würden.

Wahrlich, es sind nicht die schlechtesten Elemente, die mit Liebe und Verehrung an ihm hingen, die sich auch im späteren Leben ihm zu dauerndem Danke verpflichtet fühlten. Durch ihre Äußerungen vermögen wir nachzuempfinden, wie sie lauschend dem geliebten Lehrer zu Füßen saßen, wie ihr Blick sich weitete, wie ihre Brust in warmquellenndem Gefühl sich dehnte, wie es licht wurde in ihnen und ihr Herz höher schlug, wenn sie, von seinem Geiste, von seinem zu Herzen dringenden Worte geleitet, die Gesilde der deutschen Sprache und Dichtung durchwanderten.

Es ist eine Freude, die Berichte des Studenten Lenz über Bürgers Kollegen 1787 mit dem Briefe des Mannes zu vergleichen, den dieser nach wohlbestandenem Magisterexamen aus Celle am 8. November 1789¹⁾ in herzlich dankbarer Gesinnung dem verehrten ehemaligen Lehrer schrieb. Leider ist über Lenz's späteres Leben und Schicksal noch nichts weiteres ermittelt. Jedenfalls sehen wir aus diesem Briefe, daß Bürger auch mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen stand, daß aus dem Schüler ein Freund wurde. Ebenso war es bei den anderen drei genannten Männern. Althof, der Arzt und außerordentliche Professor der Medizin an der Göttinger Universität, gehörte in den letzten Zeiten mit seinem Kollegen Dr. Jäger zu Bürgers vertrautestem Umgang; er wurde später der erste Biograph des Dahingegangenen und zwar ein liebe- und verständnisvoller, billig denkender Biograph. Wie er, so haben auch Woltmann und Schlegel, die schon so oft genannt wurden, sich als Männer berufen gefühlt, das Andenken des vielgeprüften Mannes zu ehren und seinen Namen nach Kräften von den Flecken ungerechter Vorurteile und Beschuldigungen zu reinigen. Schlegel hat dem Dichter Bürger in seinem Aufsätze aus dem Jahre 1800 ein herrliches und bleibendes Denkmal gesetzt; ohne irgendwie Schwächen zu verbergen und zu schonen, ist er den Vorzügen Bürgers in unübertrefflicher Weise gerecht geworden.

Woltmann, der Historiker, stand Bürger besonders in der Zeit vom Herbst 1788 bis Frühjahr 1792 und dann wieder von Frühjahr

1) Strodtmann III, 291.

1793 bis 1794 nahe. Er schrieb im Jahre 1818 ein Leben Bürgers, wobei es ihm weniger auf Vollständigkeit der äußeren Lebensumstände, als vielmehr auf eine Charakteristik des Menschen, Dichters und Lehrers ankam. Reicht diese Biographie auch nicht an die Bedeutung von Schlegels Aufsatz heran, so verdient sie, ebenso wie Woltmanns Selbstbiographie, doch mehr als es bisher der Fall war, bekannt zu werden. Sie nimmt unter den Quellen zur Kenntnis Bürgers und seiner Zeit eine hervorragende Stelle ein und ehrt durch einen warmen verständnisvollen Ton, strenge Wahrhaftigkeit, eine feine und scharfe Beobachtung in gleicher Weise den Meister wie den Jünger.

III. Bürgers Anschauungen.

Als Bürger über deutschen Stil zu lesen begann, mußte er natürlich zunächst an die vorhandenen Bücher, Begriffe und Lehren anknüpfen: er hatte sein Lehrgebäude des Stils doch nicht gleich fertig, auch konnte er es nicht in die Luft hineinbauen, sondern mußte zuerst als Dozent festen Boden unter den Füßen haben und Erfahrungen sammeln.

Es soll nun hier weder Bürgers Lehre vom Stil, wie sie sich schließlich gestaltete, noch auch die Lehre derer, an die er anknüpfte, zusammenhängend dargestellt werden. Vielmehr kommt es hier nur auf Bürgers allgemeine Gesichtspunkte, auf die Art, wie er seine ganze Aufgabe auffaßte, sowie auf einige andere Hauptfragen an.

Wir haben heutzutage kaum eine Ahnung davon, wie überreich jene Zeit und Litteratur an Werken über die deutsche Sprache war. Eine Menge von Verfassern beschäftigten sich mit diesem Wissenszweige und jeder derselben genoß mehr oder minder Ansehen. Gottsched behauptete sich in den Kreisen der Theoretiker noch immer; neben ihm gewann damals Adelung einen entscheidenden Einfluß. Seine zahllosen Bücher und Ausgaben überschwemmten, von Regierungen und Behörden geschützt und eingeführt, alle deutschen Lande und Schulen; sie werfen ihre Schatten noch bis in unsere Zeit, die in Grammatik, Zeichensetzung und Rechtschreibung zum Teil noch immer unter dem Banne dieses Gelehrten steht. Gegen ihn wandte Bürger sich hauptsächlich; es war, als fühle er, welche Gefahr der deutschen Sprache von Adelung drohe. Neben Gottsched und Adelung seien als Fachgelehrte und Schriftsteller über deutsche Sprache noch genannt: Frißch, Heynaß, Fulda, Gedike, Diez, Campe, Stosch, Heinze und Popowitsch. Berggegenwärtigen wir uns, daß es damals keine auf wirklich wissenschaftlichen Grundlagen beruhende Kenntnis unserer Muttersprache und ihrer Entwicklung gab, so ahnen wir vielleicht, welcher Wirrwarr von Gesetzen, Regeln und Vorschlägen in der deutschen Sprachlehre herrschte; wos Geistes Kind diese Regeln im

allgemeinen waren, davon legt der wohl hinlänglich bekannte Geist der Adelung'schen Schriften Zeugnis ab.

Was Bürger an diesen Werken, an der ganzen Behandlung von Sprache und Stil vor allem zuwider war, was seinen Zorn erregte, war die durchweg kleinliche, engherzige und beschränkte Grundanschauung von dem Wesen der Sprache, auf der jene fußten. Deshalb suchte er sich vor allem klar zu werden, von welchem Gesichtspunkte aus das ganze Fach zu betrachten war. Diese Gesichtspunkte gaben ihm die Grundzüge, die Grundlinien, auf denen er dann weiter baute. Nachdem er sich zu diesen Grundzügen durchgearbeitet hatte, ließ er es sich nicht nehmen, sie in einer besonderen kleinen Schrift auszusprechen: in den Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen über deutsche Schreibart auf Universitäten 1787. Bürger nennt diese Schrift selbst sein Programm; von hier aus haben wir demnach seine Thätigkeit als Lehrer der deutschen Sprache zu beurteilen.

Das Schriftchen, nur zwei Oktavbogen umfassend, ist das einzige, was Bürger zu seinen Lebzeiten über sein akademisches Lehrfach veröffentlichte, aber es reicht hin, um seine Auffassung, seine Stellung zur ganzen Frage zu kennzeichnen.

Ob Bürger jenen Zeitpunkt, Herbst 1787, absichtlich wählte, um sein Glaubensbekenntnis als deutscher Professor abzulegen, vermag ich nicht zu sagen. Gut gewählt war er jedenfalls. Noch hatte sich der Zusammenfluß von Gönnern, Gelehrten, Studenten und Fremden, die im September das Jubelfest der Georgia Augusta gefeiert hatten, nicht verlaufen. Der Besuch der Universität hatte seine Höhe erreicht, die drei königlichen Prinzen weilten noch unter den „Studierenden“; noch waren gewissermaßen die Blicke des gebildeten und gelehrten Deutschlands nach Göttingen gerichtet. Hoffte Bürger so, seine Anschauungen weithin verbreitet zu sehen? Sicher war er jedenfalls, damit ein Aufsehen zu erregen, welches übrigens durch sein Kant-Kolleg noch erhöht wurde; denn damals las er es zum ersten Male.

Vor diesem Publikum entwickelte nun Bürger sein „Programm“, welches allem, was bisher durch altherwürdiges Herkommen als fest und unverleglich galt, so schnurstracks zuwiderlief. Er wußte wohl, was er that, und hatte sich dafür gehörig gerüstet. Von vornherein lehnt er es ab, „weder etwas neues, noch gelehrt und tiefgedachtes“ zu sagen; er geht gerade auf sein Ziel los, seine Anschauungen in weitere Kreise zu tragen. „Ein Programm muß ja eben nicht immer grundgelehrt, es kann auch wohl einmal für den größern Haufen lesbar und erbaulich seyn.“ „Nachdrückliche Wiederholung nützlicher ob schon bekannter Wahrheiten... kann oft weit verdienstlicher seyn, als ein sehr gelehrtes Specimen, das

vielleicht kein Duzend Menschen liest und der Scholarch nicht versteht. Man betrachte dieß daher als eine populäre Predigt, bei welcher es weniger auf Neuheit und Tiefsinn, als auf Energie ankommt. . .“ Dieselbe ungeheuchelte Verachtung für tote Formelgelehrsamkeit geht durch das ganze Schriftchen — anderseits aber auch Begeisterung, hoher Ernst für seine Sache, von deren Gerechtigkeit Bürger völlig durchdrungen ist. War es ein Kunstgriff, war es Spott, daß er vorgab, nichts eigenes, sondern nur allbekanntes vorzutragen? Meiner Überzeugung nach birgt die Schrift eine Fülle anregender und tiefer Gedanken und atmet sprachlich eine Frische und Urkraft, die noch heute, wo das, was sie erstrebt, Allgemeingut aller Gebildeten ist, fesselt und packt.

Folgen wir ihrem Gedankengange!

„Zwey Cherubim, so beginnt er, Wahrheit nicht nur, sondern auch Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gottesgesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes“¹⁾. Aber, obgleich hauptsächlich die Schönheit Menschenwerke unsterblich macht, wird sie doch von den Bekennern der strengen Wissenschaften, sowohl von den Professoren wie dem „Troß der Brodstudenten“ vernachlässigt. Vor allem sind sie gleichgültig gegen gute Schreibart in der Muttersprache: sie schreiben schlecht. Obgleich alle Menschen, vom Minister und Präsidenten bis herab zum Pöbel und Thorhschreiber die Feder handhaben müssen, so bringen sie doch kaum einen guten schriftlichen Aufsatz zu Wege.

„Der Mann von Verstand, Kenntniß und Geschmack sehe doch nur die gedruckten sowohl als ungedruckten Schreibereyen selbst unserer neuesten Zeiten an, und erstaune nicht über stylistische Greuel jeder Art bei einem wahrlich nicht kleinen Haufen unserer Scribenten. Selbst große weit und breit umherrauschende Namen sind davon nicht ausgenommen. Ich muß es hier gerade heraus sagen, wie sehr es auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürrern Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ichs heraus sagen, daß mir aus der ganzen Litterär-Geschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt ist, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbelümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja, welches so — lieberlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk.“

Der Grund dieser allgemeinen Verderbnis liegt in vielem: vor allem auch in dem Mangel deutlicher und vollständiger Begriffe von der deut-

schen Sprache und Schreibart. Der große Haufe macht einen Unterschied zwischen gemeinem Deutsch und schönem Deutsch. Jenes ist die Sprache des alltäglichen Lebens, das andere aber ist das zierliche und galante Deutsch. Daß der große Haufe von dem schönen Deutsch diese gänzlich verkehrte Vorstellung hat, liegt an den „Theoristen“, die den Leuten mit dem Ausdruck schönes Deutsch die Köpfe verwirren. Was heißt schönes Deutsch? Der Ausdruck schön ist noch keineswegs fest bestimmt und klar umgrenzt; er ist dunkel und schwankend und muß daher zu ganz falschen und nachtheiligen Vorstellungen Anlaß geben.

„Weit besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Stils ganz enthielte, und das Grundgesetz, das man unter ihrem Namen aufzustellen versucht hat, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennte. . . Denn Vollkommenheit ist nichts anders, als Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke. Niemand thut ja wohl kein vernünftiger Mensch den Mund auf, oder setzt die Feder an, ohne irgend einen Zweck vor sich zu haben. Die Wahl unter den Mitteln, welche ihm Natur und Kunst darbieten, kann unmöglich gleichgültig seyn. So wie unter tausend Linien, die von einem Punkte zum andern führen, nur eine einzige die geradeste und kürzeste mit Ausschließung aller übrigen ist, so darf man fast getrost behaupten, daß in Sprache und Schreibart, als Mittel, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, jedesmal nur eine einzige Bezeichnungsart die angemessenste, die zweckdienlichste, mithin die vollkommenste mit Ausschließung aller übrigen sey“.

Geht man beim Gebrauch der Muttersprache nicht auf diese Vollkommenheit, die von jedem Schreibenden gefordert werden muß, aus, so ist allerdings klar, daß das gemeine Sonntagsdeutsch nicht werth ist, daß man eine Stunde seines Lebens darauf verwendet. Bei solchen falschen Begriffen kann es auch niemand wundern, „wenn es schon dem Knaben lächerlich und thöricht vorkommt, daß er eben die Sprache, die er mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester, mit Knecht und Magd, mit allen seinen Gespielen redet, in welcher er sie versteht und von ihnen wieder verstanden wird, von deren Unkunde ihm also auch nicht die leiseste Ahndung beywohnt, eben so, wie eine fremde Sprache, nach richtigen und gründlichen Regeln lernen soll. Sein Lehrer, verhältnißmäßig ein weit größerer Ignorant, als er selbst, — denn Legion heißt der Name deutscher Sprach- und Styl-Ignoranten, die gleichwohl nach überstandenen akademischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfangen, — sein Lehrer ist eben so wenig im Stande, ihm seine Unwissenheit begrifflich zu machen, und ihn von der Nothwendigkeit eines strengen Studiums derselben zu über-

1) Ich folge dem Wortlaut des Einzeldruckes von 1787.

zeugen. So wächst denn nun der Knabe empor mitten in seiner Muttersprache, wie das dumme Feldkörnlein in der umherrauschenden Saat, ohne, außer der nächsten und dringendsten Nothdurft, zu wissen, wozu alle, und wie am besten und zweckmäßigsten das herrlichste Geschenk Gottes anzuwenden sey."

So vorbereitet bezieht der Jüngling die Universität.

"Gesezt, es gäbe daselbst (auf der Universität) einen gründlichen philosophischen Lehrer der Muttersprache, und des guten Geschmacks, wie wohl man bisher an vielen Orten nicht nur einen solchen für ziemlich überflüssig, sondern auch die für diese Gegenstände nebenher bestimmten Bemühungen anderer Lehrer für sehr entbehrlich gehalten zu haben scheint: so haben doch nur die wenigsten eine Ahnung davon, daß von einem solchen Lehrer noch etwas nützliches und nothwendiges für sie zu lernen sei. Denn mit der deutschen Sprachlehre dürfte ihnen dieser ganz und gar nicht kommen, so unentbehrlich die auch wäre, da oft von 100 Studenten vielleicht an 90 noch nicht grammatisch richtig schreiben können. Damit dies die Studenten nicht verdrieße, so seze ich getrost hinzu, daß mehr als Ein Duzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es eben so wenig kann."

"Da übrigens mit den schönen Wissenschaften, wie ganz natürlich und billig, sich meist nur Männer aus der philosophischen Classe beschäftigen, die weder ein theologisches, noch juristisches, noch medicinisches Schild aushängen, so ist es sehr begreiflich, wie der Brotsstudent aus jenen Facultäten diese Gegenstände mehr unter die Waaren des gelehrten Luxus, als der Nothdurft rechnen könne. Theolog und Jurist wollen freylich auch gut schreiben lernen. Allein jener hat dabey nur seine Kanzel, dieser hergegen seine Praxis im Kopfe. Was versteht denn aber, denken beyde, der Lehrer der Philosophie und schönen Wissenschaften von Predigt- und Kanzelstyl? Der mag allenfalls ein wenig blümelu lehren, welches zwar zuweilen ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmal angenehm, in jedem Falle aber zur Leibens-Nahrung und Nothdurft entbehrlich ist."

Was ist die Folge von alledem? „Nichts andres, als daß alles im ganzen genommen seinen alten barbarischen Schlenbrian fortschleudert."

Und nun geht Bürger, um seine Anschulldigung zu erweisen, auf das Juristendeutsch, den Kanzleystil ein. Warum, sagt er, bleibt im juristischen Fach der Stil zurück, während er in den andern Fächern sich bessert? Weil die Juristen durch die Macht der Gewohnheit gegen die Fehler des Kanzleystils abgestumpft sind. Er wählt als Beispiel aus einer 1786 erschienenen „Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze" das „Präsentations-Schreiben eines Can-

didaten zu einem Pfarramt" aus, und weist an der Hand des Wortlautes auf die vielen entseflichen Sprach- und Stilfehler dieses „Musters" hin, stellt auch dem „Muster" seine eigene verbesserte und gesäuberte Fassung gegenüber, endlich zeigt er, wie das „Muster" den Grundsätzen, die der Verfasser selbst in der Vorrede entwickelt, widerspricht. Diese ganze Stelle erscheint mir als ein Muster stilistischer Betrachtung und Zerlegung. Freilich, fährt er fort, es ist nicht so einfach, sich immer klar, einfach, sprachlich richtig auszudrücken. Es kommt dabei auch auf den angeborenen Mutterwitz an, dessen Mangel keine Schulung ersetzen kann. „Aus diesem Mutterwize... muß sich der ächte schöne Geist durch ein Studium, ebenso mühsam, wie jedes andere, erst langsam hervorarbeiten." Dieser schöne Geist ist zugleich vernünftig; er steuert jeder Geschmacksverirrung am wirksamsten entgegen. „Denn aus fleißig erforschten und deutlich erkannten Gründen, die sich in sicheres festes Gefühl, das ist, in Geschmack verwandelt haben, weiß er zu entscheiden, wie etwas eingekleidet werden muß, welchen Schmuck etwas, und wie oder wo es ihn verträgt, oder nicht." Es soll den Juristen nicht irre machen, wenn der Mann, der ihn diesen „schönen Geist", diesen „Codyx gesunder Vernunft" erkennen lehrt, kein Jurist ist; es soll ihn nicht irre machen, wenn Juristen, „welche in Vorurtheilen der Unwissenheit und Geschmackslosigkeit alt und grau geworden sind, der bessern Theorie nicht bestimmen!" Freilich giebt es auch — und besonders in Göttingen — Juristen die „einen vorzüglich guten Kanzleystyl, wengleich keinen vollkommenen" schreiben. Auch ist es ohne Zweifel von großem Nutzen, daß solche Juristen selbst die Studenten in der Schreibart unterweisen: schon die leidige Not drängt sie, wenigstens den aller unerträglichsten Mängeln abzuhefen. Aber auch aus der Schule solcher sprachlich gewandter Juristen läßt sich nichts Vollkommenes erwarten, denn wenn der „Lehrling" dadurch auch „von zehn und zwanzig Fehlern unterrichtet wird... so kann er bey dem großen unabsehbaren Umfange unserer Muttersprache doch noch von hunderten unbesehrt bleiben, wenn die Aufsätze, die er lieferte, keine Veranlassung gaben, sie zu begehren."

„Hieraus denke ich nun ist ersichtlich, daß Sprache und Schreibart, samt allen denjenigen philosophisch-ästhetischen Kenntnissen, welche damit zusammen hängen, und ohne welche keine gründliche Sprach- und Styl-Theorie Statt hat, auf Universitäten **eigene Lehrvorträge**, sowie von Seiten der Studirenden **ein eigenes ernstliches Hauptstudium erfodern**. Es ist sowohl der Classischen Vollkommenheit unserer Literatur, als überhaupt der Behandlung unserer Federgeschäfte im Staate sehr nachtheilig, daß man die Kenntnisse gleichsam als niedere betrachtet, mit welchen man schon auf den niedern Schulen fertig geworden seyn

müsse, um sich hernach auf Universitäten lediglich höhern Wissenschaften widmen zu können. Niedere, höhere Kenntnisse? Was will man eigentlich damit sagen? Freylich, die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte betrachtet, habe ich eben so wenig gegen eine Eintheilung der Wissenschaften in höhere und niedere, als gegen eine ähnliche Eintheilung unserer Seelenkräfte. Aber, wahrlich, der Grund, aus welchem eine gewisse strotzende Hochgelahrtheit diese Eintheilung zu machen scheint, ist sehr thöricht. Bildet man sich etwa ein, als ob die Redekünste minder Zeit, Anstrengung und Aufwand an Geisteskräften erforderten? O, wenn dieß den Rahmen bestimmen sollte, so müßten die Benennungen vielmehr gewechselt und gerade die Redekünste die höhern genannt werden. Denn unter allen Vollkommenheiten, wornach das vorzüglichste Talent, der hartnäckigste Fleiß nur immer streben können, sind die Gewalt über seine Sprache und eine Classische Schreibart, die nie ihres Endzweckes verfehlt, gerade am schwersten und letzten zu erreichen. Man wird weit leichter und eher ein nicht unbeträchtlicher Gelehrter, als ein guter Classischer Schriftsteller. Gelehrsamkeit ist allenthalben zu großen Haufen aufgeschüttet, man kann davon einsacken, wann und wo man will, wen man nur will. Aber diejenige Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, welche zu einem vollkommenen Vortrage erforderlich ist, erwirbt sich so leicht nicht mehr, wenn Zeit und Gelegenheit veräußert sind... Die unzähligen Beispiele derer, welche so herzlich gern gut schreiben möchten und es doch nicht können, die es selbst bey nicht gemeinen Fähigkeiten erst so spät, nach so mancherlei mühseligen Anstrengungen, ja vielleicht deunoch in ihrem ganzen Leben nicht lernen, reden lauter als irgend etwas für die Schwierigkeit der Sache. Und damit wollte man schon in den Knabenjahren auf niedern Schulen fertig werden? Auf Schulen, wo vielleicht nichts als Latein, Griechisch und ein wenig zusammen gestümperte Rhetorik aus der Arche Noah getrieben wird?...

„Aber sind denn nun diese schweren Künste in der That so wichtig? Sind sie es werth, daß man es sich so sauer um sie werden lasse? Daß man diejenigen, welche sie gründlich zu lehren und in möglichster Vollkommenheit auszuüben streben, wo nicht vorzüglich ehre, doch wenigstens nicht gering schätze?“...

„Sprache ist die gangbarste Münze, auf welcher der geistige Gehalt am vollkommensten ausgeprägt ist. Sie richtig, ordentlich, rein und blank zu liefern, erfordert sowohl der Verstand als der Geschmack... Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehrs des Menschen mit Menschen ist die Kunst, zu reden und zu schreiben so wichtig, sondern auch... sie ist jedem einzelnen Menschen an und für sich

zur Erhöhung und Beredlung seines Geistes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, sondern erhält und fesselt er auch an sich, als mit den stärksten Banden, den ganzen Reichtum seiner Erkenntniß des Wahren, des Schönen und Guten.“... „Das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache, besonders, wenn diese die Muttersprache ist, bereichert den an Vorstellungen dürftigen Geist, drückt ihm gleichsam ihr schönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an... Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geisteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer nähern gesellschaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichtum, Gestalt und Geschmeidigkeit gewinnen. Diese aus tausend Quellen entsprungenen Bäche lehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptstrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menschengestalt zurück und führen ihm ihre Reichtümer zu. Hieraus folgt nichts anders, als je vollkommener Jemand seine Sprache versteht, desto reicher ist er auch an Vorstellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, desto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntniß. Seiner Sprache mächtig seyn, heißt daher nichts anders, als aller Kräfte seines Geistes und des ganzen Ideen-Vorrathes mächtig seyn, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zusammenhängend, nicht schön sprechen und schreiben, ist nichts anders, als eben so gebrechlich denken und empfinden.“

Und so erreicht Bürger auf diesem Wege, dessen einzelne Hauptpunkte hier unmittelbar neben einander gestellt sind, endlich den Gipfel seiner ganzen Sprachlehre in dem Satz:

„**Daß ächtes Sprachstudium nichts geringeres, als Studium der Weisheit selbst ist.** Wehe jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!“ An diesen Satz knüpft er sogleich die Folgerung:

„Wenn nun aber Kunde der Muttersprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeichnen, daß es fast eben so viel ist, als würden sie selbst aus Seele in Seele hinübergehaucht, so überaus schwer und wichtig sind: so müssen auch vollkommene Anweisungen zum zweckmäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des wirkenden Menschengestes mit zu den schwersten und wichtigsten Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache, der Wohlredenheit, der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wenn er das ist, was er seyn soll, ist also wenigstens eben so viel werth, als einer der Besten aus den drei oder vier obern Facultäten.

Er ist keinesweges der Galanterie- und Landhändler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und dessen Producte allenfalls salva Republica litteraria entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die weisesten aller aufgeklärten Nationen eingesehen, und daher die Redekünste in den höchsten Ehren gehalten.“

Und nun klingt das Büchlein in eine Verherrlichung der Redekünste aus, die lebhaft an das Feuer und den Schwung erinnert, mit dem Bürger den Wert der Dichtkunst preist.¹⁾

So weit die Einladungsblätter von 1787.

Das Ziel, das sie sich stecken, das Sprachstudium auf die Höhe der übrigen akademischen Studien zu heben, läßt Bürger gar nicht zu eigentlichen sprachlichen und stilistischen Betrachtungen kommen.

* * *

Einen Einblick in des Dichters Art, sprachliche Fragen im engeren Sinne zu behandeln, mögen daher einige wichtige Stellen aus der „Rechenhaft über die Veränderungen in der Nachfeier der Venus“ gewähren, einem Aufsatze, der erst aus dem Nachlasse Bürgers gedruckt wurde.²⁾

Über die Bedingungen, unter denen ein Gedicht klassisch ist und bleibt, sagt Bürger folgendes: So weit ein Gedicht vermittelt ewig schöner Gedanken und Bilder in deutsche Diction und Vers-Mechanik eingreife, müsse es vermögend sein „die Sprache auf diesem gegenwärtigen Punkte mehrere Jahrhunderte hindurch fest zu halten, und allem Wechsel derselben Schranken zu setzen“ oder, mit anderen Worten, ein wahrhaft, das heißt, nach Inhalt und Form vollendetes Gedicht veraltet auch in ein paar Jahrhunderten nicht. Zu diesem Punkte sind die neueren Dichter gegen die alten im Nachtheile, weil die Sprache dieser tot und gleichsam auf immer danernd geworden ist, während die Sprachen, in denen die neueren Dichter schreiben, einem steten Wechsel unterworfen sind. Daher müssen neuere Dichter „sich um so mehr bestreben, zur Darstellung der vollkommensten ästhetischen Ideen das Richtige, Reine, Edelste und Wohlklingendste, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache sich findet, auszuwählen, damit durch die innigste Verbindung des Stoffes mit der Form Eins in dem Andern seine desto längere Erhaltung fände“; und er fährt dann fort: „Daß die Werke eines Opiz . . . und anderer frühern Dichtergenies nicht füglich mehr genossen werden können, das rührt weniger von dem Sprachwechsel her, als davon, daß sie so wohl in Ansehung des Stoffes, als der Form,

bei weitem nicht Alles thaten, was sie auch schon zu ihrer Zeit, und nach der damaligen Beschaffenheit der Sprache hätten leisten sollen und können . . . Ich bin versichert, daß trotz allem künftigen Wechsel der Sprache die vortrefflichen und vollendeten Dichterwerke unserer Zeit nicht in einem so kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opizischen geworden sind. Vollkommene Gedanken und Bilder reißen auch den Sprachausdruck, ohne welchen sie nicht bestehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit sich fort.“ Zugleich aber giebt er jungen Dichtern den Rat, „daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, edle und wohlklingende, aber doch dabei so viel, als möglich, allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als conventionelle Büchersprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigsten rauscht, prunkt, schimmert und auffällt.“ Als Muster einer solchen schlichten und einfach klassischen Sprache nennt er Goethes Iphigenie.

Ganz vortrefflich und ganz der heutigen Auffassung entsprechend ist auch, was Bürger über den Sprachgebrauch und das Verhalten der Grammatiker dazu sagt: Der Sprachgebrauch, so führt er aus, ist ein Tyrann: wohl kann ein Schriftsteller, und besonders ein Dichter von seinem Ohre durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Großes leisten, allein die Wörter selbst und ihre Gestalt kann er doch nicht wider den Sprach- und Schreibgebrauch verändern. Ein wichtiges Mittel, indessen, Härten im Klange unserer Sprache, Konsonantenverbindungen u. s. w. zu vermeiden gäbe es, es besteht darin „daß man der natürlichen Geneigtheit des gemeinen sich selbst überlassenen Sprachgebrauches, gewisse auffallende Härten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hülfe zu kommen suchte“. Das führt ihn auf die Grammatiker, ein Lieblingssthema: „Alsdann müßte aber unsern Deutschen Sprachmeistern wenigstens auf hundert Jahre hinaus Mund und Feder verboten werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, ästhetische Schriftwerke zu verfertigen. Diese Leute stützen neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenn gleich die vernünftigsten und besten unter ihnen den ewig wahren und unlängbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, sondern der Sprachgebrauch Gesetzgeber sey, daß jener nicht für diesen die Gesetze zu machen, viel weniger sie ihm vorzuschreiben, sondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, so handeln sie doch fast alle ohne Ausnahme darin sehr folgewidrig, daß sie den Sprachgebrauch gleichsam zu nöthigen suchen, bei seinen einmal gegebenen Gesetzen

1) Vergl. *Von*, Zeitschrift für den deutschen Unterricht I, 124.

2) *Bohß*, S. 349—372.

auf immer zu beharren, vielleicht bloß damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden“... „Sie wissen, daß eine lebendige Sprache beständig sich verändert; sie haben quoad praeteritum nicht das mindeste dawider; sie richten ihre grammatischen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte, oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die letzte, wobei er noch gegenwärtig beharret, für richtig.“... Das beruht, wie Bürger mit Recht betont, auf einer ganz falschen Auffassung, welche solche Grammatiker von dem Leben und der Entwicklung einer Sprache haben:

„Nach wessen Vorschrift sind die Worte verändert? Wahrlich nicht nach der Vorschrift irgend eines Sprachlehrers, sondern des Sprachgebrauches, welchem jener Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist.“ Ergötzlich und treffend schildert Bürger, wie solche beschränkte Köpfe sich in ihre Regeln verlieben und ihnen zu Gefallen die Sprache meistern wollen: „Wahrlich, es ist ein höchst erbarmungswürdiger Anblick, zu sehen, wie krampfhaft ein solcher Grammatiker oft das Beste, was er einmal in den Fäusten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu lassen... Das Schlimmste hierbei ist, daß so leicht eine gewisse phantastische Sprach-Philosophie, wie etwa die weiland Moritzsche, bei der Hand ist, die auch den abscheulichsten Abscheulichkeiten oft auf eine sehr täuschende Weise das Wort zu reden versteht.“ Für die Erneuerung alter Wörter tritt er lebhaft ein:

„Manche, wenn gleich nicht alle, ja, nicht einmal die meisten alten Wörter und Wortformen haben sowohl in Ansehung der Bedeutung, als auch des Klanges, offenbare Vorzüge vor den neuern. Wagt es nun Jemand, dergleichen wieder herzustellen, so ist er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein solcher grammatischer Ziegenbock entgegen meetert.“ Dem Einwurfe, daß das Willkür sei, begegnet er folgendermaßen:

„Ich weiß freilich wohl, was ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet sagen, was dieser oder jener Einzelne, oder was einige Wenige aufbringen, ist noch nicht Sprachgebrauch, und deswegen haben wir ein Recht, uns dagegen zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie soll denn jemals auch die vernünftigste und geschmackvollste Veränderung empor kommen, wenn ihr immer mit der erhobenen grammatischen Keule bereit stehet, sie todt zu schlagen, so bald sie sich nur blicken läßt? Laßt sie doch ruhig ihr Heil versuchen! Vielleicht findet sie Gnade vor den Augen und den Ohren eines vernünftigen und geschmackvollen Sprachgebrauches. Ist sie nicht werth, angenommen zu werden, so wird sie bald von selbst ganz unschädlich wieder verschwinden, ohne daß es eurer Keule bedarf; da hingegen eure Keule so viel Gutes zurück schreckt,

daß man es nur eurer Achtlosigkeit verdanken muß, wenn sich dennoch hier und da etwas durchschleicht. Was habt ihr denn wohl für Vorstellungen von dem Entstehen des Sprachgebrauches und seiner Veränderungen? Etwa eben so seltsame, als Avelung, wenn er den Schriftstellern die vorzüglichsten Verdienste um die Sprache abspricht?“

... „Jede lebendige Sprache verändert sich von Jahr zu Jahr. Das wird schon nach manchem Jahrzehend merklich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders ist unser heutiges Hochdeutsch, als das zu Luthers Zeiten! Nun, wo sind denn diese Veränderungen hergekommen?... Eine jede Sprachveränderung muß sich ursprünglich von einem einzelnen Menschen, dieser sey, wer er wolle, herschreiben. Dieser Einzelne giebt gleichsam den Ton an. Hernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, sondern auf die klare Vorstellungsart und den Geschmack des größten Theils der Gesellschaft an, zu entscheiden, ob ein solcher neuer Ton verständlich und behaglich sey, oder nicht. Im ersten Falle wird die Neuigkeit ihr Glück machen, und geschwinde durch das ganze Volk gangbar werden; in dem andern aber wird das Gegentheil erfolgen. Die einzelnen Urheber solcher Veränderungen, und das erste Entstehen dieser, werden freilich höchst selten bemerkt. Ehe man sich's versieht, sind sie da; sie sind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einstimmig sie hervorgebracht hätte.“

Diese Ausführungen deuten darauf, daß Bürger hier mehr die Bereicherung der Schrift- oder allgemeinen gesprochenen Sprache durch neue Worte und Wendungen im Auge hat, weniger aber die lautliche Veränderung der Wortformen und Wortbilder. Er fährt in jenem Zusammenhang fort, indem er den Einfluß guter Schriftsteller auf die Sprache schildert: „Es wird billig vorausgesetzt, sagt er, daß der gute Schriftsteller mehr Kenntniß und Geschmack habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sey, als der große Haufe der Übrigen, selbst aus den obern Volks-Classen. Er wird bei längerer Muße schärfer nachdenken und beurtheilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob und wo es nöthig sey, Veränderungen zu wagen. Wenn nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem Genius der Sprache, und dem wahren Bedürfnisse weit angemessener seyn, als wenn eben dasselbe etwa ein Anderer im flüchtigen mündlichen Ausdrücke thut. Hiernächst wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterm Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter, als der Alltagsplauderer, das Bedürfnis fühlen, die Sprache nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln. Vorausgesetzt nun, daß er hierin als ein Mann von Verstand und Geschmack verfährt, daß er interessante Sachen schreibt, daß er bei dem

Publicum beliebt ist, und also häufig durch die ganze Nation gelesen wird, so werden seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks weit schneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter sehn und bleiben, als wenn eben dieselben von einem Andern, der nicht Schriftsteller ist, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig gelesener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geschwinder wird das Alles allgemein werden und sich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn eben dasselbe etwa in den obern Volks-Classen irgend einer Provinz, wo keine Schriftsteller sind, angekommen wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieser Provinz, geschweige denn in den übrigen allgemein würdel... Also haben ganz unstreitig die Schriftsteller einen überaus großen, ja den größten Antheil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müssen nicht immer herrschsüchtige Sprachmeister mit Keulen vor sie hintreten. Auch dürfen eben so wenig die Schriftsteller nach unumschränkter Willkür hierin verfahren; sondern sie müssen sich in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungsarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müssen das höchste Sprach- und Schreibgesetz, möglichst leichte und wohl gefällige Verständlichkeit, vor Augen haben. Wenn sie aber dieses beobachten, so brauchen sie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat schon irgend Jemand so gesprochen und geschrieben? Sondern sie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß so sagen? Ist es nützlich, ist es nothwendig, sich so auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem schon vorhandenen Gangbaren?... Wohlgerathene Neuerungen der Schriftsteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, trotz allem anfänglichen Geschrei pedantischer Sprachmeister."

Wiederholt trat schon hervor, daß Bürger Adelsverfehrte und verderbliche Ansichten über die Sprache heftig bekämpft. Auch die ganze letzte Stelle geht gegen Adelsverfehrte, denn dieser hatte den Schriftstellern einen solchen Einfluß auf die Entwicklung der Sprache abgesprochen. Im schärfsten Gegensatz zu Adelsverfehrte legte natürlich Bürger großen Wert auf die deutschen Mundarten und überhaupt auf die Sprache des Volkes: hat er doch für seine eigenen Dichtungen und Schriften aus beiden manch köstliches Sprachgut zusammengetragen und unsere Sprache dadurch bereichert. Selbstverständlich trat er mit aller Kraft für die deutsche Spracheinheit, für eine über den Mundarten stehende hochdeutsche Sprache ein — auch im heutigen Sinne für eine reine allgemein gültige hochdeutsche Aussprache: sie soll, so fordert er, von

jedem Dichter in den Reimen streng berücksichtigt und durchgeführt werden. Die Frage: Was ist hochdeutsch? die damals eine Zeit lang die Gemüther weiter Kreise eingehend beschäftigte und für und gegen einander erhitzte, hat auch Bürger ernstlich erwogen, und es versteht sich von selbst, daß er hier Schulter an Schulter mit Wieland¹⁾ gegen Adelsverfehrte ankämpfte, dessen Ansichten allen wissenschaftlichen Thatsachen, auch schon den damals bekannten, Hohn sprachen. Ein anderes damals nicht minder lebhaft umstrittenes Gebiet war die deutsche Rechtschreibung; auf sie geht er in zwei uns erhaltenen Aufsätzen ein.

Der Technik des Verses und Reimes hat Bürger ganz besonders eingehende und lehrreiche Betrachtungen gewidmet.

Liebblingsgedanken Bürgers lehren in seinen Schriften über deutsche Sprache und deutschen Stil häufig wieder. Er trug sich lange mit ihnen und versuchte wiederholt, ihnen ein endgiltiges und letztes Gepräge zu geben. Nie konnte er sich genug thun, die Sprache, zumal die Muttersprache, zu loben und zu preisen. In dem Vorbericht zu seiner hexametrischen Übersetzung der Ilias 1784 z. B. nennt er die Sprache „das theuerste, heiligste Werkzeug des wirkenden Menschengemüthes, sie, welche zu allen andern Wissenschaften spricht: Ohne mich könnet ihr nichts thun!“²⁾ In einem Aufsätze aus derselben Zeit, 1783, der sich nach seinem Tode als ungedruckter Entwurf vorfand, heißt es: „Mir ist es... um Wahrheit zu thun; ich liebe... Alles, was deutsch ist, und wüßte nicht, daß ich einen heißern Wunsch hätte, als den, mich um mein Vaterland verdient zu machen. Ist irgend in dem ganzen Gebiete der Wissenschaften etwas werth, daß Männer sich damit beschäftigen, so ist es die Muttersprache. Sie kann zu allem übrigen sagen: ohne mich könnt ihr nichts thun. Ja, sogar all euer gutes und schlechtes Thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter, und schnell vergessen von der Nachwelt.“³⁾ Der Entwurf ist übersrieben: „Über deutsche Sprache. An Adelsverfehrte.“ Offenbar war Bürger bei der Vorarbeit für seinen Lehrberuf in heftige Widersprüche mit den Ansichten Adelsverfehrte geraten und fühlte das Bedürfnis, sich zu seiner eigenen Beruhigung mit diesem Manne, dessen Streben und Eifer er

1) Wielands Abhandlung: „Was ist Hochdeutsch?“ Deutscher Merkur, Ende 1782 u. April 1783 (Sämtl. Werke, Supplemente 6. Band 1798 S. 297—366) liest man noch heute mit lebhaftem Vergnügen. Auf Bürger machte sie einen so tiefen Eindruck, daß er Teile davon als Muster der didaktischen Schreibart in sein Lehrbuch des Deutschen Styles mit aufnahm (S. 524—540).

2) B o h r, S. 184.

3) B o h r, S. 385 ff.

gleichwohl anerkannte, aneinander zu setzen. Der Aufsatz zeigt einen würdigen Ton, das wohlthuende Bestreben, Sache und Person zu trennen, und die Grenzen maßvoller Kritik innezuhalten: er stellt Bürgers Charakter das beste Zeugnis aus. Auch in ihm weht der Geist heiligen Ernstes, mit dem Bürger an seine Aufgabe als Lehrer der deutschen Sprache heranging.

Schluf.

So war Bürger als Lehrer des Deutschen. Man sollte meinen, seine Zeit hätte ihm begeistert zustimmen, ihm Ehre und Anerkennung zollen und ihn feiern müssen als einen sprachgewaltigen Dichter, als Gelehrten, welcher der Wissenschaft neue Bahnen eröffnen wollte.

Nichts von alledem. Im Gegenteil: Bürger mußte auch als Lehrer des Deutschen elend zu Grunde gehen!

Wer 1793 noch auf dem vaterländischen Standpunkte von 1773 stand, paßte nicht in die damalige Weltordnung; unmerklich hatte der Zeitgeist eine neue Schwenkung gemacht, vom Heimischen, Deutschen weg zum Fremden. Die Engherzigkeit deutscher Sprachmeister in Stil, Grammatik und Rechtschreibung, die Wieland und Bürger bekämpften, siegte und legte sich mit bleierner Schwere auf deutsche Lande und Geister; ein Schiller, ein Goethe greifen, um sich in sprachlichen Dingen Rats zu holen, zu Ubelung. Die Dichtung wird „klassisch“; auf dem Umweg über Rom und Griechenland kehrt sie gegen Ende des Jahrhunderts langsam und zögernd zur Heimat zurück. Die Metrik liegt tief in den Banden des Fremden. Beide sind, eine Zeit lang, so befangen in dem antiken Schönheitsideal, daß „klassisch“ und „deutsch“ sich fast wie Gegensätze feindslich gegenüberstehen: als ob sie nicht für immer hätten Eines sein sollen; als ob in deutscher Sprache etwas klassisch, das heißt, vollendet schön sein kann, was nicht nach Wesen und Form zugleich völlig deutsch ist, oder, um mit Bürger zu reden, als ob etwas nicht durch und durch Deutsches in unserer Sprache „vollkommen“ sein d. h. sich in völliger Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke befinden könnte!

Eine merkwürdige Zeit, jene Zeit, wo Bürger kämpfte und litt! Um 1690 hatten die Junftgelehrten eine Barbarei darin gesehen, daß Thomasius und Andere gelehrte Vorlesungen in deutscher Sprache halten wollten; sie hatten darin die Gefahr vermutet, daß die gesamte Kultur der Verrohung entgegen gehe — und ein Jahrhundert darnach sehen wieder die Gelehrten Barbarei und Gefahr in Bürgers ungestümem Verlangen, das akademische

Studium des Deutschen den andern Studien gleich zu stellen. Unserem Denken — wieder nach hundert Jahren — sind beide Forderungen, die von 1690 wie die von 1787, so natürlich, daß wir erstaunt fragen möchten: Konnte es jemals anders sein?

Ein näheres Zusehen lehrt uns indes, daß auch zu Bürgers Zeit noch Spuren der Auffassung von 1690 sich finden: keineswegs waren an allen Universitäten deutsche Vorlesungen etwas Selbstverständliches; erst Anfang der 90er Jahre wurde z. B. an der Würzburger Universität die Erlaubnis gegeben, in der philosophischen Fakultät „statt der lateinischen die deutsche Sprache bei den Vorlesungen zu gebrauchen“, die auch auf die andern Fakultäten, teilweise selbst (für Kirchengeschichte) auf die theologische ausgedehnt wurde.¹⁾ Freilich walteten an der Würzburger Universität besondere Verhältnisse.

Wir besitzen, was Bürger erstrebte: Seit Jahrzehnten wird die Deutsche Wissenschaft, zu einem herrlichen weitverzweigten Baume entwickelt, an allen Universitäten sorgsam gepflegt, und niemand wagt, ihr die Gleichberechtigung mit andern Fächern abzuspochen. Ja, das Studium der Muttersprache ist, wo gottbegnadete Priester ihre Lehren verkünden, das geworden, zu dem Bürger es machen wollte: ein Studium der Weisheit im höchsten Wortsinne. Aber daraus dürfen wir leider noch nicht schließen, daß deshalb auch heute jener Gelehrtendübel und -Hochmut, an dem Bürgers Streben zu Schanden ward, aus allen Köpfen völlig verschwunden sei. Oder ist es etwas anderes, als jener selbe engherzige Junftgeist, wenn 1857, um nur ein Beispiel zu nennen, einem Manne wie Klaus Groth²⁾ so begegnet ward, wie damals Bürger, als Groth sich dem deutschen Lehrfach widmen wollte? Überheben wir uns also nicht!

Seltene Empfindungen überkommen uns, wenn wir das überblicken, was Bürger als Lehrer des Deutschen gewollt und geleistet hat. Er war kein Germanist im heutigen Sinne, das ist klar, aber ein Vorläufer der Germanistik war er doch und zwar einer von scharf ausgeprägter Eigenart. Bewundernswert ist, daß er, ein Mann ohne eigentliches geschichtliches Studium unserer Sprache, eine so richtige Ahnung von sprachgeschichtlichen Vorgängen, von der Entwicklung der Sprache hatte, vor allem, daß er den weiteren Gang seines Lehrfaches

1) F. X. v. Wegele, Gesch. der Univ. Würzburg, 2 Bde. Würzburg 1882, 8^o. I, 473.

2) Vergl. Klaus Groth, Lebenserinnerungen (herausgegeben von Eugen Wolff), Kiel und Leipzig 1891, 8^o. Der ihm so entgegentrat, war Müllenhoff, bis dahin sein Freund; fortan waren sie geschiedene Leute.

so klar vorausah und vorher sagte. Bürger zeigt hier, ähnlich wie öfters Herder, einen wunderbaren geschichtlichen Spürsinn. Bei ihm wie bei Herder empfinden wir wieder einmal lebhaft, daß Dichter Lieblinge der Götter sind; ihrem ahnungsvollen Geiste offenbart sich mehr als gewöhnlichen Sterblichen; vor ihrem Seherblick lüftet sich der Schleier der Zukunft.

In Herders Bestrebungen um das Volkslied und die deutsche Kultur, in denen Bürgers um die deutsche Sprache hatte der alte deutsche Stamm verheißungsvolle Knospen angelegt; aber sie erstarben in dem kalten Hauche jener Zeiten, und noch heute schätzt man ihr hoffnungsfrohes Reimen nicht nach Gebühr. Es mußten erst die verheerenden Winterstürme tiefster Knechtschaft und Schmach über die deutsche Eiche dahindrausen und sie in ihren Grundfesten erschüttern, ehe die verborgenen Säfte sich wieder regten. Erst im Frühlingshauch des neuen deutschen Geistes, unter den belebenden Strahlen der Vaterlandsiebe sproßte sie kraftvoll und grünte in neuer Jugendfrische.

In dieser Zeit hätte Bürger leben sollen! Hätte er nur 10—15 Jahre später gelehrt und gewirkt: wer weiß, ob wir nicht seine feurige Vaterlandsiebe neben der Fichtes nennen und feiern würden, wer weiß, ob er nicht einer der Begründer der Germanistik geworden wäre!

So wie die Verhältnisse lagen, war es ihm nicht vergönnt; er kann immer nur als Vorkämpfer und Märtyrer für unsere Sache gelten; bleibe er aber als solcher unvergessen. Gedenken wir seiner mit Dankbarkeit an seinem Todestage, denn nicht nur an die Kämpfer des Schwertes soll uns die Mahnung jenes Dichterjünglings erinnern, der sowohl Leyer als Schwert dem Vaterlande weihte:

Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsere Urne mit dem Eichenkranz!